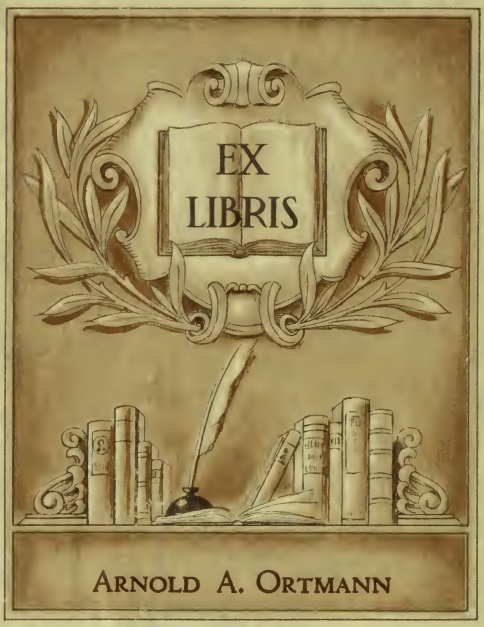
Gedichte

von

Konrad Dies

Zweite Auflage


EX
LIBRIS
ARNOLD A. ORTMANN

Funken.

Gedichte

von

Konrad Nies.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Großenhain u. Leipzig
Verlag von Baumert & Ronge
1901.

RBR
Jantz
#224

Meiner Mutter

in Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

Widmung.

„Youth fades; love droops; the leaves
of friendship fall:
A mother's secret hope outlives them
all." –
(Oliver Wendell Holmes).

Meerentrückt, in blauer Ferne schwand
Meiner Jugend sagenschönes Land.

Was im Lenz das Leben mir verhieß,
Spärlich nur die Welt mich finden ließ.

Duft und Blüten weben mir um's Haupt;
Schutt und Kehricht mir den Fuß bestaubt.

Noch bannt Sonnenglanz die Dämmrung fahl,
Doch im Nebel löscht schon Strahl um Strahl.

Jede Glut zuletzt in Rauch verweht;
Freundschaft auch und Liebe kommt und geht.

Eins nur bleibt, das nimmermehr verloht:
„Mutterliebe" überlebt den Tod.

Trüben Satz am Grund birgt jeder Quell:
Mutterlieb' quillt ewig sonnenhell.

Und zurück zu ihr flieht heimatwärts
Aus dem Staub der Welt das müde Herz.

Was gesungen es in Lust und Leid,
Treuer Mutterliebe sei's geweiht!

Zur zweiten Auflage.

Urwaldwildnis rings und Einsamkeit
In texan'scher Frühlingssonnenglut,
Nur mein Pferd und Hund mir still zur Seit' —
O wie wohl sich's in der Freiheit ruht!

Meine Lieder, sagt, was wollt ihr heut? —
Meiner Hand der strenge Stift entsinkt.
Neunmal hat sich Lenz und Herbst erneut,
Eh' der zweite Flug euch endlich winkt. —

Überm Osten träumte Osterzeit,
Als von junger Liebe Sturm durchweht,
Gläubig in der Fremde Sturm und Streit
Euch, ihr jungen Lieder, ich gesäet.

Neunmal färbten gelb sich Forst und Flur,
Seit der Saat. Manch Korn es fiel auf Sand;
Manches andre ward zur Blütenspur,
Drauf ein Herz den Weg zum Säer fand.

— Lächelnd prüf' ich eure Jugendart,
Lieder, doch ich halte nicht Gericht! —
Zieht, wie ich, auf neue Wanderfahrt, —
Die daheim bedürfen unser nicht.

Doch wo fern vom alten Vaterland
Sehnsuchtsschwer ein deutsches Herz sich regt,
An des wilden Westens weitem Strand,
Lieder, da erwärmet und bewegt! —

z. Z. Tiger Mill, Texas, im Mai 1900.

Funken.

Ein neues Buch!? — Was soll der Welt dein Sang? —
Was mächt'gen Drangs die Seele dir bezwungen,
Empfunden ward's von Größ'ren und gesungen;
Was soll des Alten neuer Wiederklang?

Und doch: — Vom Feuer, das aus Wolken sprang
Und Flamme ward auf heil'gen Dichterzungen,
Ist auch ein Funke dir ins Herz gedrungen;
Tief ist und echt sein glüher Schöpferdrang.

Und jedes Lied, es ist ein Funke wieder,
Den Lust und Schmerz aus junger Brust geschlagen.
Zerbrochen sinkt des Zweifels Fessel nieder:

Was wahr, darf kühn den Flug zur Höhe wagen,
Und zünden wird, was glüht. Loht auf, ihr Lieder,
Glutgrüße starken Herzen zu zutragen!

I.

Aus Sonnenstunden.

„O Liebe, wie schnell verrinnest du,
Du flüchtige, schöne Stunde,
Mit einer Wunde beginnest du
Und endest mit einer Wunde.“ —
(Conrad Ferdinand Meyer.)

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.“
(Goethe.)

Gruß dir, mein Heimatland!

Rings Urwaldhöh'n ob schimmernden Gebreiten
Dem Blick erschlossen weithin in der Runde;
Ein fernes Segel treibt im Thalesgrunde,
Und Glockentöne durch die Lüfte gleiten.

Anklingen leise meines Herzens Saiten,
Sehnsüchtig regt sich's in der Morgenstunde,
Mir ist, als sollte mir die Sonne Kunde
Von Osten bringen, aus geliebten Weiten.

— Ich seh' den Rhein, -- ich hör' die alten Lieder,
Die oft gesungen wir am grünen Strand;
Kapellen blicken in die Thale nieder,

Und Burgen winken von der Rebenwand;
— Ins Antlitz meiner Kindheit schau ich wieder: —
Gruß dir, mein fernes deutsches Heimatland!

Liebe im Lenz.

I.

Schon keimt's und grünt's im weiten Hag,
Und die Osterglocken, die klingen.
O du sonniger, sonniger Frühlingstag,
Wie soll ich mein Glück dir singen?!

Ich kann es in Worte fassen nicht,
Und kann es doch nimmer verschweigen;
Wohin ich schaue, ist Schimmer und Licht,
Seit sie geworden mein eigen!

Ich sing's hinaus durch Thal und Höh'n, —
Zerstiebe, mein Leid, zerstiebe! —
O junger Lenz, wie bist du schön!
Und wie süß bist du, o Liebe!

II.

Scheuch von der Stirn den Schatten bang,
Mein Lieb', thu' ab dein Trauern;
Wer weiß, wie lang', wer weiß, wie lang'
Die Sonnenstunden dauern!

Die Lerche singt, der Flieder sproßt,
Bald steht die Welt in Blüten;
Hab acht und laß vor jähem Frost
Des Glückes Saat uns hüten!

Hab' acht, hab' acht der Maienzeit
Mit ihrem Blüh'n und Prangen!
Die Liebe halt', eh' sie in Leid
An dir vorbei gegangen.

Laß' winterweit, was trüb und kalt,
Mein Lieb', und laß uns küssen;
Wer weiß, wie bald, wer weiß, wie bald
Wir Beide scheiden müssen! —

III.

Und müssen wir auch scheiden,
Wenn die Rose am Strauch verglüht,
Herzlieb', dann hat uns Beiden
Doch Liebe im Lenz geblüht!

Und sind wir auch auf Erden
Dem Frühling dann entrückt,
Dem kann's nicht Winter werden,
Den Liebe im Lenz beglückt.

Von all' dem Blüh'n und Prangen,
Und all' dem sonnigen Glück,
Bleibt doch ein Strahl gefangen
Im Herzen uns zurück.

Und kommt das Heer der Sorgen
Und hüllt in Nacht uns ein,
Dann tragen wir geborgen
Im Herzen Sonnenschein.

Elisabeth.

Elisabeth! — In frühster Kindheit Tagen
Schon war der Name mir gar lieb und traut,
Stets hat bei seinem Klang es mich umblaut
Wie Heil'genschein aus frommen Wundersagen.

Von seinem Zauber süß in Bann geschlagen,
Hab' ahnungsvollen Blicks ich oft geschaut
Ein künft'ges Glück, das mir ein Traum erbaut,
Wenn märchenfern die Sehnsucht mich getragen.

Das Leben rief. Ich bin hinaus gezogen.
Und Blüt' um Blüte hat der Sturm verweht,
Bis auch der letzte Märchentraum verflogen.

Da fand ich dich. Das Glück, so lang erspäht,
Du zeigtest mir's. Es hat mich nicht belogen
Das holde Zauberwort: Elisabeth! . . .

Heute und Morgen.

Heute blau und morgen grau
Ist des Himmels Farbe.
Heut im Ueberfluß, doch schau',
Morgen schon heißt's: darbe!
Last und Lieb und Leid und Lust
Winket allerwegen,
Wechselt in der Menschenbrust
Just wie Sonn' und Regen.

Heute krank und morgen krank. —
Freund, o sinn' nicht immer!
Nimm das Jetzt mit Spiel und Trank,
An das Einst denk nimmer!
Wenn mit Maienglockenklang
Kommt der Lenz gegangen,
Denkt kein Vogel im Gesang
An des Herbstes Bangen.

Heute dir und morgen ihr
Send ich Minnegrüße.
Heut', du Holde, küssen wir
Uns in Lust und Süße!
Heute Den und morgen Den
Hältst du an dem Herzen. —
Wenn die Welt soll untergeh'n,
Mag sie's unter Scherzen!

Heute rot und morgen tot,
Das ist Lauf der Dinge.
Narren nur macht's Sorg und Not,
Ich jedoch, ich singe:
Last und Lieb und Leid und Lust
Winket allerwegen,
Wechselt in der Menschenbrust
Just wie Sonn' und Regen.

Lieder.

I.

Im Brautkleid kommt durch Thal und Höh'n
Der junge Lenz gegangen.
O weite Welt, wie bist du schön
In deinem Leuchten und Prangen!

Nun bleibt, ihr Sorgen, all' zu Haus!
Frohsinn, gieb mir's Geleite!
Das Glück zu suchen zieh' ich hinaus
In die blaue, schimmernde Weite.

Es winkt und grüßt aus Busch und Baum,
Geheimlich raunen die Linden;
Und mein Herz träumt wundersel'gen Traum. —
Werd' ich das Glück wohl finden? . . .

II.

Mit Wolken, Wind und Wogen,
In Wald und Fels und Feld,
Hab' lang ich nun durchzogen
Die weite, weite Welt.

Am Wege sah ich blühen
Gar manche Blume bunt,
In Liebe fühlt' ich glühen
Gar manchen roten Mund.

Es hat mich nie gelitten
Im Thal in Ruh' und Rast;
Bergauf, bergab geschritten
Bin ich in steter Hast. —

In blauer Luft verschweben
Seh' ich der Träume Heer —
Wie schön bist du, o Leben! —
Und doch: — wie bist du schwer!

III.

Das Glück, ich hab's mit Bangen
Gesucht wohl für und für;
Nun hab ich's doch gefangen
In dir, Herzlieb, in dir!

All' was in blauem Schimmer
Da draußen lockt und winkt,
Vor meiner Lieb' auf immer
Verdämmert und versinkt.

Kein Hoffen und Verlangen
Treibt fürder mich von hier;
Ich hab' das Glück gefangen
In dir, Herzlieb, in dir!

Liebesmacht.

Du willst mir entrinnen,
Schwarzäugiges Kind,
Und kannst nicht von hinnen!
Dein Fühlen und Sinnen,
Dein Wille zerrinnt!

Und wenn's dich auch triebe
An's Ende der Welt,
Im Herzen da bliebe
Die Liebe, die Liebe,
Die ewig dich hält!

Sie wird dich verzehren
Voll Schauer und Lust;
Du kannst ihr nicht wehren,
Und meiner begehren
Du mußt, du mußt! —

Erfüllung.

Zerstört, zerbrochen
Die letzten Schranken,
Die Herzen pochen
Im gleichen Gedanken:

In Flammen und Fluten
Sich zu umschließen,
In Glück und Gluten
Zusammen zerfließen;

Ohne Hülle und Hehle
Dem Andern das Leben,
Und Seele für Seele
Dahin zu geben!

Vale Romantica.

In grauem Nebel liegt die Au,
Wehmütig rauschen die Tannen;
Es zog die allerschönste Frau
Von dannen, ja, von dannen!

Am blauen See vieltausend Jahr'
Hat sie gewohnt im Walde;
Der graue Fels ihr Schlößlein war,
Ihr Garten die blumige Halde.

Und wer in's Aug' ihr je geschaut,
Konnt' sie vergessen nimmer,
Dem hat in's junge Herz geblaut
Ein Glück voll Lenz und Schimmer.

Doch ob auch Duft und Licht sie lieh'
Viel tausend Jahr' und länger,
Nun haben kalten Herzens sie
Verlassen doch die Sänger.

Sie haben ihr das Felsenhaus
Zerschlagen mit wilden Hieben
Und haben danklos sie hinaus
In's Elend dann getrieben.

— Es singt's die Nachtigall voll Weh.
Dampfwolken am Himmel gleiten.
— Du schöne Frau, ade, ade!
In Liebe müssen wir scheiden!

Ade.

Am Weg zerfloſſen iſt der letzte Schnee,
Zum Licht empor die erſten Veilchen ſtreben,
In Buſch und Baum hebt an ein heimlich Weben,
Und ihren Gruß der Erde rauſcht die See.

Mir aber greift in's Herz ein ſtilles Weh,
Ich ſchau in's Auge dir mit leiſem Beben,
Denn, ach, in unſrer Liebe Frühlingsleben
Klingt bitter ſchon das herbe Wort: Ade.

Doch wie der Schall von fernen Oſterglocken
Durch eines letzten Schneeſturms finſtres Weh'n,
Hör' ich durch unſern Schmerz es leiſe locken:

Bald wird auch uns des Glückes Lenz erſteh'n,
Dann durch der Trennung tau'nde Winterflocken
Grüßt uns die blaue Blume: Wiederſeh'n!

Scheiden.

Noch ſtehen im Gelände
Die Roſen duftgeſchwellt,
Doch Sommerſonnenwende
Ging mahnend ſchon durch's Feld.

Noch ſteht in buntem Prangen
Das Leben glanzdurchglüht.
Doch kühles Ruhverlangen
Durchdäumert das Gemüt.

Reif ſinkt die Frucht hernieder —
Thu' ab, mein Herz, dein Leid! —
Die Roſen und die Lieder,
Die haben ihre Zeit.

II.

Wandern und Wähnen.

„— — — — — — — —
— Mit stolzer Hoffnung hob ich mein Gesicht
Und trat hinaus an's gold'ne Tageslicht
Und trank den Hauch der Welt mit vollem
Herzen . . .“

(Franz Keim.)

„— — Die Hütte, die am Urwald steht,
Umwoben wir mit weichen Reimen,
Wir sangen, wo der Nordsturm weht,
Und da, wo Mais und Tabak keimen. —“

(Eduard Dorsch.)

Im Frühlicht.

Noch schläft der Tag. Am fernen Himmelsaum
Glimmt matter Schein, des Morgens erster Bote;
Im Wind erzitternd streuen Busch und Baum
Tautropfen in die Straße, in die tote.

Da, horch, ein Pfiff! — ein zweiter! — und im Flug
Heran die schweren Eisenräder stampfen.
Vom Frührot überglüht hält dort der Zug
Am Bahnhof an. Hoch auf die Schlote dampfen.

Ein kurzes Rufen, dann ein Glockenton —
Schon sind die Thüren wieder zugeschlagen,
Und donnernd trägt das Eisenroß davon
Die lange Kette der gefüllten Wagen.

Ein Streifen Dampf empor zum Himmel wallt,
An dem verscheuchte Wandervögel kreisen.
In weiter Fern der letzte Ton verhallt — —
O, wer mit in die weite Welt könnt' reisen!

Fort, fort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
So weit der Sonne gold'ne Strahlen gleiten,
Nach fremden Reichen, ferner Meere Strand,
Frei, frei von allen Lasten, allen Leiden!

Fort, fort aus der Beschränktheit engem Zelt,
In's Weite, Freie, Große, Unbegrenzte,
Und immer weiter, weiter durch die Welt,
Die frühlingsschöne, morgenrotbeglänzte.

Und ist auch alles nur ein Traum, ein Trug,
Und kann das Glück auch nie und nirgends währen:
Ach, einmal, einmal nur in vollem Zug
Den Kelch der Erdenschönheit ganz zu leeren!

— Fern rollt der Zug. Die Dämmerung ist entfloh'n.
Die Stadt erwacht. Zum Markt die Menschen streben.
Im Kasten klingt das Geld. In seine Frohn
Drängt mitleidslos das schale Alltagsleben.

Mein.

Mein Fuß im breiten Gleise
Zieht mit der Menschen Heer.
Mein Herz jedoch taucht leise
In sel'ger Träume Meer.

Mein Thun hab' und Beginnen
Mit Andern ich gemein,
Doch was ich fühl' tiefinnen,
Gehört nur mir allein. —

Auf der Prairie.

I.

Beata Solitudo!

Willkommen, o du süße,
Du selige Einsamkeit,
Aus tiefstem Herzen grüße
Ich Trösterin dich im Leid!

Und ob auch tausend Wunden
Die Welt mir schlug voll Harm,
Gesunden, ja gesunden
Werd' ich in deinem Arm!

Fern tobt, vom Glück gemieden,
Der Menschen ew'ger Streit,
Doch du schenkst Sieg und Frieden,
Du selige Einsamkeit!

II.

Mondnebel.

Schweigsame Mondnacht liegt ausgespannt
Über dem weiten, wogenden Land,
Wirket silberne Decke;
Leis durch die linde lautlose Luft
Wehet würziger Wildrosenduft;
Leuchtkäfer glüh'n im Gehecke.

Uber die Prairie, in leichtem Trab,
Zwischen den Feldern, wegauf, wegab,
Trägt mich mein Rößlein von hinnen.
Wirklichkeit wirrt sich zusammen und Traum,
Sterne durchfunkeln den endlosen Raum,
Himmel und Erde zerrinnen.

Heimlicher Sommernachtszauber spann
Mich und mein Tier in seltsamen Bann,
Nebelschleier sich heben.
Heimwärts, mein Roß, geschwind dich kehr',
Oder zurück sonst nimmermehr
Finden wir uns in's Leben. —

III.

Morgenwehen.

Schon quillt's in glühem Strahl herauf
Aus düst'rer Wolken Rinde;
Es wacht die Prairie sachte auf,
Geküßt vom Morgenwinde.

Des Wildhuhns Ruf herüber dringt,
Verloren nur und leise,
Und fernher durch die Felder klingt
Der Schnepfe helle Weise.

Geheimlich webt's um Gras und Kraut,
Gleich tief verborg'nem Wunder,
Und rauscht wie leiser Lieder Laut
Um Pappeln und Hollunder.

Erbebend schwillt dem jungen Licht
Das reife Land entgegen,
Und in den Schoß der Erde bricht
Des Himmels Sonnensegen.

IV.

Regentage.

Graue Regenwolken jagen
Schon seit gestern über's Land,
Aus der grünen Flur verschlagen,
Sind in's Haus wir festgebannt.

Nasse Pappelzweige klopfen
An die Scheiben windgepackt,
Draußen schlägt mit schweren Tropfen
Laut der Regen seinen Takt.

Bücher und Papiere liegen
Auf dem Tische ausgestreut.
Stiller Sehnsucht Wünsche fliegen
Nach der deutschen Heimat heut.

Aus vergang'ner Kindheit Tagen
Weiß der Alte manchen Spruch,
Und vom Rhein und seinen Sagen
Liest er vor aus altem Buch.

Lauter hat der Sturm begonnen,
Wilder dröhnet sein Gebraus;
Poesie doch hält umsponnen
Auch der Prairie einsam Haus.

V.

Abschied.

Die Prairie rauscht ihr Scheidelied
In lauten Sturmakkorden,
Weil Einer jetzt von dannen zieht,
Der Freund mit ihr geworden.

Verstaubt schon liegt ihr grünes Kleid,
Vom Herbst zum Spiel erlesen, —
Fahr' wohl, du seltsam schöne Maid,
Bist mir gar lieb gewesen!

Nicht Jedem blüht, was er erhofft,
In deinen weiten Landen;
Wir aber haben uns gar oft
Herzinnig doch verstanden.

In Wind und Sturm und Einsamkeit,
Da wurd' es wohl uns Beiden,
Und mit dir sing' ich dankbereit
Mein letztes Lied beim Scheiden. —

Am Mississippi.

In einer Stadt am Mississippi war's.
Am Wirtstisch saßen wir zur späten Stunde
Und lauschten dem Gesang der Bänkelsänger,
Der schrill den qualmerfüllten Saal durchtönte.
Sie hatten mich, den Fremden, gastlich aufgenommen,
Und dankbar für die mir erwies'ne Gunst
Zwang ich zur Teilnahm' mich an ihren Witzen,
Die immer seichter, immer fader wurden.
— Wie Heimweh ging's mir jählings durch die Seele,
Und müd' des Lärms, der mich nur kurz ergötzt,
Griff ich nach einer Zeitung auf dem Tisch,
Die meiner Muttersprache Zeichen trug. —
Auf eine Todeskunde fiel mein Blick: —
— — „Im See ertränkt" — — das also war das Ende
Des Königdramas! König Ludwig tot! —
Der Aar, der kühn zur Sonn' empor gestrebt,
Der lag zerschmettert nun in dunkler Tiefe! — —
Grell, heiser schlug und höhnend, gleich dem Lachen
Des Wahnsinns, die Musik nun an mein Ohr;
Und der Genossen hohle Zoten schienen
Mit einem Male zu verwandeln sich
In ekle Spinnen, die mir schaurig kalt
Die brennend heiße Wunde überkrochen,
Die mir in's Herz die Trauerpost gerissen. —
— — Den König nicht, — denn dieser stand mir fern —
Den Menschen mußt', den edlen, ich bejammern;
Ihn, der von holder Götter Huld geschmückt

In seinem Lenz uns Sinnbild war von Allem,
Was Menschenhülle je an Schönheit barg!
Der, eh' der Sturm des Lebens ihn verschlang,
Gleich einem Schwan in stiller Majestät
Inmitten all des schmutzigen Gefieders,
Das geifernd seine Krallen nach ihm schlug,
Den See der Idealität durchzog;
Ein Treugenosse derer, die wie er
Sich eine Heimat in den Wolken suchen,
Weil sie auf Erden fremd und heimatlos.
— Und jenes rätselvolle, düstere Geschick,
Das mitleidslos mit des Verderbens Netze
Die höchste Höh' des Menschenseins umsponnen
Und selbst vom Königsthron, vom wohlgeschützten,
Den Edlen in den Abgrund niederriß —
Wir alle teilen's! Ach, uns allen droht
Das Schicksal, das den Königsadler traf,
Aus dessen Tod sich grauenvoll auf's Neu'
Die herzerstarrende Erkenntnis ringt:
„Was schön und gut, was edel ist und groß,
Muß unbeschützbar, rettungslos verderben!" —
— Aus meines Sinnens qualbedrückter Schwere
Riß jäh ein wildes Wirren mich empor.
Den Yankee Doodle hatt' man angestimmt,
Und Jeder suchte nun des Andern Stimme
Zu übertönen noch durch laut'res Brüllen.
Die Gläser schlugen klirrend aneinander;
In braunen Lachen rann vom Tisch das Bier,
Um rinneziehend durch den Schmutz des Bodens
Sich einem Weg zur „Bühne" hinzubahnen,
D'rauf feile Dirnen nach dem Takte tanzten. —
— In diesen Köpfen hier, da war nicht Raum
Für ungelöste dunkle Rätselfragen;
Nicht Höh'n und Tiefen maßen diese Augen,

Die nur der Ebne glatten Pfad durchglitten;
Und dieser Herzen Inhalt war nicht Leid
Um heißgeliebte, früh verlorne Götter. —
Ach, ihrer Götzen lustumtanzte Schar,
Die hatte nimmer jähen Sturz zu fürchten!
— Ein wilder Schmerz durchgrollte mir die Brust
Und preßte mir ein Lachen auf die Lippen,
So schrill und fremd, — daß selber ich erschrack
Vor seinem Klang. — War dies der Irrsinn auch? —
— — Nach Atem ringend sprang ich auf. Mir war's,
Als sei aus meines Lebens Becher mir
Verschüttet nun des Frohsinns letzter Tropfen.
— — — Durch weite, mondbeglänzte Gassen eilte
Ich dann hinaus. An langen Häuserreihen
Vorbei, die mächtig sich zum Himmel hoben,
Als wollten sie der Sterne Glanz verdecken.
Und endlich stand am Ufer ich des Stromes,
Der sich, vom Mondlicht silbern übergossen,
In still-erhab'ner Größe vor mir dehnte. —
Nach Sammlung ringend, schaut ich lang empor
Zum Himmel, der in wunderbarer Pracht
Sein Sternennetz ob Land und Wogen spann.
Tiefmilder Friede hielt umfangen rings
Die Höh'n und Tiefen: Erd' und Himmel schienen
In Harmonie zusammen sich zu einen,
Und ruhig, sicher strahlten die Gestirne. —
— Wo war hier Raum für jene dunklen Mächte,
Die unheilsinnend lauern, stets bedacht
In unser Leben grausam einzugreifen
Und alles Hohe vor uns niederschmetternd
In uns'rer Brust den Glauben auszulöschen? . . .
— — Allüberall schien tiefste Harmonie
Das Weltall zu durchdringen. Nur auf Erden,
Im Menschenherzen suchst du sie vergebens,

Und machtlos mußt du dich dem Schicksal beugen,
Das dich zermalmt ... Die Wellen hört ich sprechen:
Kampf ist das Element auch der Natur,
In der die Kräfte ewig sich bekriegen;
Ein ew'ges Siegen, ew'ges Unterliegen,
Das sahen wir auch hier an unsern Ufern
Seit Anbeginn. – Doch jene dunklen Mächte,
Die, feindlich allem Schönen, dies verderben,
Die haben mit der Schwachheit und der Sünde
Die Menschen erst gebracht an unsern Strand;
Und wie die Höh'n sich immer steiler türmen,
Die Menschengeist sich kühner stets erbaut,
So weiten immer tiefer sich die Tiefen,
D'rin des Verderbens dunkle Geister nisten,
Von Menschenschwäche stetig groß gesäugt.
Den Kampf erschuf ein weises Weltgesetz
Als ewigen Mittler zwischen Hoch und Tief,
Und erst die Menschen schufen sich das Elend,
Das zu bekämpfen wied'rum sie bestimmt! — —
— — Sie rauschten fort. Vom nahen Hügel brach
Mattglimmend auf der erste Frührotschimmer;
Von Osten kam — vom fernen Rhein — der Tag,
Und ostwärts flog mein Sinn, zur deutschen Heimat,
Zu einem frischen Königsgrab. — Schlaf wohl,
Du vielgeschmähtes, vielverkanntes Herz,
Das sieglos, doch zu stolz, um sich zu beugen,
Einhaltgebietend in das Räderwerk,
Das rätselvolle, griff und es zerstörte,
Eh' es den wirren Lauf vollenden konnte ...
Daß du gefehlt, wer würf' den Stein auf dich?! —
Auf hohen, sonnennahen Bergeshäuptern
Liegt eis'ge Kälte, die das Thal nicht kennt. —
Du hast der Schuld die Sühne zugesellt,
Mit schwerem Opfer dir den Schlaf erkaufend

Im feuchten Grunde bei den Wasserfeien,
Die dich so oft ja in den Traum gesungen.
— Schlaf wohl, schlaf wohl, du schöner Märchenkönig!
Vom Mississippi send ich einen Gruß
Ostwärts zur fernen, stillen Königsgruft;
Und zu den Kränzen, die dir deutsche Sänger
In ihren Liedern darauf niederlegen,
Füg ich ein Blatt, gepflückt an fremdem Strande;
Und über deinen Sarg bet' ich den Spruch,
Den mir die Wellen leis im Frührot raunen:
„Was schön und gut, was edel ist und groß,
Muß unbeschützbar, rettungslos verderben,
Und dennoch ist's das höchste Menschenloos:
Dem Schönen leben und dafür zu sterben! — — —"

Deutscher Frühling.

Heimat — o Heimat! —
Tief mir im Herzen
Ruhet allewig
Ein leuchtendes Kleinod:
Dein liebliches Bild.

Wohl rollen die Wogen
Des rauschenden Lebens
Erkältend darüber
Und zwingen es nieder
Mit rauhen Gewalten,
Doch leise oft steigt es
In heiligen Stunden,
Beim grauenden Morgen,
Am dämmernden Abend,
Empor, — gleich Vineta —
Und leise dann klingen
Die Glocken der Heimat
Im Herzen mir wieder.

Und lauschen dann muß ich
Und immer nur lauschen
Dem seltsamen Klingen,
Den traulichen Stimmen. —
Was Herbes und Trübes
Gebracht mir das Leben,
Es löst sich im Traume
Süß-sel'gen Vergessens . . .

Vom grünenden Hügel
Schau wieder ich nieder
Ins Thal, wo im Schimmer
Der scheidenden Sonne,
Hoch über den Dächern
Und ragenden Giebeln
Der Hahn grüßt vom Kirchturm;
Darunter die alten
Stadtmauern umwebet
Graurötlicher Dämmer.

Herbwürziger Erdhauch
Erfüllet die Luft rings
Und mischt mit dem Duft sich
Der Veilchen am Wege.
Schon setzte der Weißdorn
Hellschimmernde Blüten,
Und über die Hecken
In's Abendrot fliegend,

Singt lenzfroh die Lerche
Ihr Lied vom Erwachen
Der Liebe, von Ostern. — —

O Frühling der Heimat,
Voll Keime und Blüten,
Voll Schimmer und Sonne,
Voll Lieder und Träume,
Voll Jugend und Hoffnung —
Wer könnt', deutscher Frühling
Je deiner vergessen?! — —

Ob reich auch an Blüten
Und Früchte die Pfade
Der sonnigen Fremde,
Die klaglos ich wandre: —
Es klingen mir immer
Und immer noch leise
Im Herzen verborgen
Die Glocken der Heimat,
Die Stimmen des Frühlings,
Die Lieder der Jugend,
Und wecken die Sehnsucht,
Die ewige Sehnsucht
Nach dir, du ferner,
Du ewig geliebter,
Du deutscher Frühling —
Heimat — o Heimat! . . .

Deutsch-amerikanische Volkslieder.

I.

Ich weiß drei dunkle Tannen
Daheim im Schwarzwald stehn;
Dort hab' zum letzten Male
Ich meinen Schatz gesehen.

Der Vater und die Mutter,
Die gaben nicht ihr Wort,
Die trieben aus den Bergen
Mich über's Wasser fort.

Drei Tannen hör' ich rauschen.
Wie ist das Herz mir schwer.
Ich hab' mein Glück begraben
Im tiefen, tiefen Meer.

II.

In unsrem Garten blühen
Gelbveil und roter Klee;
Herüber trug den Samen
Ich über Berg und See.

Ich hör' ein Flüstern gehen
Im roten Sonnenschein:
Wie war's doch schönres Blühen
Daheim am grünen Rhein.

Und ist der fremde Boden
Auch reich und warm und weich,
Der deutschen Heimatserde
Kommt nimmermehr er gleich.

III.

Ich bin gezogen weit über's Meer.
Nach Geld und Gut stand mein Begehr,
Viel Gold wollt ich erwerben.
Und Vater und Mutter ließ ich zurück,
Und daheim, daheim ließ ich mein Glück,
Und muß nun einsam sterben.

Wohl fand ich Gold und Ehre bald,
Doch ach! mein Herz wurd' alt und kalt
Und muß in Leid vergehen.

Ach Heimat, ferne Heimat mein,
Noch einmal möcht' daheim ich sein,
Möcht' Vater und Mutter sehen.

Möcht' einmal noch zum Tanze gehn
Und meinem Schatz in's Auge sehn,
Den roten Mund ihr küssen. —
O Gold, mein Gold, wie drückst du schwer!
Mein Glück wohnt über'm weiten Meer
Und ist mir lang entrissen.

IV.

Das tiefe, tiefe Wasser
Geht zwischen mir und ihr.
Fahr wohl, die mich verlassen,
Und alles Glück mit dir!

Viel fremde, fremde Leute
An mir vorübergeh'n.
Sie geh'n in Lust und Freuden
Und lassen fern mich steh'n.

Es blüh'n viel rote Rosen
Auch in Amerika.
Doch ach, für mich Verstoß'nen
Sind nur die Dornen da!

V.

Was ich auch schaff' und thu',
Denk' ihrer immerzu
In Sehnsucht tief.
Reich' mir die Feder her,
Send' über's weite Meer
Ihr einen Brief:

„Liebchen, dein denk' ich heut',
Denk' dein wohl allezeit
In Liebe treu!
Liebchen für dich, für dich
Schaff' ich und spare ich
Täglich auf's Neu'!

Kalt ist die neue Welt,
Doch sie trägt Gut und Geld;
Still harr' ich aus!
Schon bau' mit eigner Hand
Auf meinem eig'nen Land
Ich uns ein Haus.

Schwalben umzwitscherns laut,
Fragen: wann kommt die Braut,
Wann kommt das Glück? —
Rosen im Gärtchen flehn:
Kommt sie, eh' wir verweh'n,
Daß sie uns pflück'?

Liebchen, noch kurze Zeit,
Dann ist mein Haus bereit,
Dann kommst du her;
Dann schaffen wir uns neu
Ein Heim in Lieb' und Treu'
Hier überm Meer!

Liebchen, wie leuchtet hold,
Heller als alles Gold,
Der Liebe Stern.
Nur wer die Liebe fand,
Der hat ein Heimatland
Auch in der Fern'!

Ostwärts.

Nach Osten fliegt mein Denken und mein Sehnen
Ins Land der Blumen und der Nachtigallen,
Wo deutsches Wort und deutsche Lieder schallen
Und an den Bergen grüne Reben lehnen.

Wie will die Brust vor süßem Schmerz sich dehnen,
Denk' ich der heimatlichen Waldeshallen,
Drin ewig neu, um Burgen, lang zerfallen,
Die Sage webt ihr zauberſames Wähnen.

Wohl tönt auch hier uralter Wälder Rauschen
An des Ohios sonnenreichem Strand,
D'ran stolze Hügel sich und Berge bauschen,

Doch keine Mär' klingt von der Felsenwand,
Der ich voll tiefer Andacht könnte lauschen
Wie einst daheim im deutschen Vaterland.

Winter-Sonnenwende.

I.

Draußen sinken die Flocken
Nieder zur Erde sacht;
Feierlich grüßen die Glocken
Wieder die heilige Nacht.

Tannenduftiger Flimmer
Rinnet vom Weihnachtsbaum,
Goldener Lichterschimmer
Spinnet holdseligen Traum.

Märchenraunenden Zweigen
Neiget sich lauschend das Ohr.
Leis durch das nächtliche Schweigen
Steiget Versunknes empor.

II.

Schlingt um die Stirne euch Epheu und Rosen,
Ehret der Ahnen geheiligte Bräuche!
Lasset uns trinken und schwelgen und kosen,
Schwinget den Thyrsus und leeret die Schläuche!
Sorgen des Tages, die mögen nun schlafen!
Sklaven sind Freie, und Freie sind Sklaven!
Evoe Bachus! Du wonneentflammter,
Ewiger, herrlicher Himmelentstammter!
Steige hernieder mit deinen Mänaden,
Daß wir im Meere des Taumels uns baden!

Rege, Saturne! – weltzeugender Vater! —
Hemme die Zwietracht und scheuche den Hader,
Lösche die Schulden und tilge die Strafen! —
Sklaven sind Freie, und Freie sind Sklaven!
Cymbeln erklingen. Es tanzen die Weiber,
Epheu und Rosen im fliegenden Haare, —
Evoe Venus! — Heiß glühen die Leiber;
Taumelnd schon sinken die trunkenen Paare.
Göttergleich schwelgen sie, erdenentzogen,
Kühn in des Rausches hochschlagenden Wogen
Schweben sie auf zu Elysiums Gefilden —
Das sind die Saturnalien, die wilden!

III.

Julfeuer flammen im Fichtenhain,
Nachtwolken am Himmel jagen.
Alrunen raunen am Runenstein
Uralte Sänge und Sagen.

Von Loge, dem list'gen, erschlagen liegt
Baldur, der herrliche, hohe;
Die Sonne sinkt, und das Dunkel siegt,
Bald löschet die heilige Lohe.

Laß, Thor, du Donnrer, die düstre That
Uns säumige Sünder sühnen.
Mit Misteln bestreuen wir deinen Pfad
Und Stechpalmen, heiligen, grünen!

Bald naht in der Wolken gewaltigem Meer
Sich Wotan mit seinen Scharen,
Schon kommt Frau Holda mit ihrem Heer
Im Sturme dahergefahren.

Mittwinternachtschauer die Welt durchweht;
Schneefrauen spinnen Dunstschleier;
Alrunen sprechen ihr Spruchgebet
Zur heiligen Holda-Feier. —

VI.

Vom Osten ist ein heller Stern
All ob den Landen, nah und fern,
Vielsieghaft aufgegangen.
Erlösung strahlt sein steigend Licht,
Und durch des Winters Dunkel bricht
Ein frühlingsholdes Prangen.

Die Glocken rufen weit hinaus;
Froh zu des neuen Gottes Haus
Viel' tausend Pilger ziehen.
Der Altar strahlt im Kerzenschein,
Beim Jesuskind am Heil'genschrein
Die frommen Mönche knieen.

Der Haß ist tot, die Liebe lebt!
All wer da glaubt und wer da strebt,
Der soll erlöset werden.
Schon naht sich uns der Engel Heer —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr!
Und Frieden sei auf Erden!

Es geht der Heiland durch die Welt,
Und in der Menschen Herzen fällt
Der Liebe Wundersamen.
Aufquillt des Weihrauchs süßer Duft,
Und brausend hebt sich durch die Luft
Ein glaubenmächtig Amen!

V.

Die Mitternacht ist längst vorbei;
Noch lausch' ich am Tannenbaume
Und hör' uralte Melodei
Verklingen wie im Traume:

O Thyrsusstab! O Runenstein!
Ihr Feste im Winterwehen!
O Mistelzweig! O Heil'genschrein!
Ihr alle müßt vergehen!

Gar manches Licht, gar manche Lehr',
Sind durch die Welt gegangen —
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr!"
Ich bet's mit leisem Bangen.

Ich blick' hinaus zum Himmelssaum —
Schon tagt ein neues Werden — —
Herz, wahre deinen Schönheitstraum —
Und Frieden sei auf Erden!

Das Sonett.

Ein Lied mag Mancher sich zusammenkleistern,
Der Reim und Phrase keck versteht zu mischen,
Selbst ein Sonett der Menge aufzutischen
Gelingt dem Reimler noch, dem etwas dreistern.

Doch Der nur kann durch das Sonett begeistern,
Der, wenn Gedankenwogen ihn umzischen,
Die echten Perlen weiß vom Grund zu fischen,
Um ihre Fassung schöpf'risch zu bemeistern

D'rum mag auch das Sonett ich gern mir wählen,
In dem, wenn es von kund'ger Hand gewoben,
Anmut und Tiefe innig sich vermählen.

Nur wer dem flachen Handwerk sich enthoben,
Mag seine Kraft an spröden Formen stählen
Und im Sonett des Könnens Wert erproben.

Gottesdienst.

Nicht in die dumpfen Hallen mag ich treten,
Darin, umhüllt von düstern Weihrauchsschleiern,
Gedankenlos sie Litaneien leiern
Und nach der Betschnur ihre Sprüche beten.

Es treibt mich fort zu wahreren Propheten,
Und fern dem Büßertreiben, stumpf und bleiern,
Hoch auf dem Berg will Gottesdienst ich feiern,
Wo Blumen rings und Bäume zu mir reden.

Hier unterm Himmelsdom, dem hohen, blauen,
Tiefheißer Dank die Seele mir durchzieht
Für all' das Schöne, das mein Aug' darf schauen.

Und in mein Herz, d'raus jedes Leid entflieht,
Fühl' ich der Andacht Segen niedertauen,
Und mein Gebet, es wird in mir zum Lied.

Menschensein.

Ein Funke fliegt empor durch finstre Nacht,
Sekundenlang, dann sinkt er und erlischt;
Das ew'ge Dunkel seine Spur verwischt;
Doch lichtdurchglüht der neue Tag erwacht. –

Empor aus unerforschtem Meeresschacht
Ringt eine Welle sich durch Schaum und Gischt,
Sie steigt und schwillt, bis sie am Fels zerzischt,
Jäh überbraust von wilder Wasser Schlacht. —

Der Funke sank; doch ewig lebt das Licht.
Die Welle schwand; die Wasser weiter schweifen.
Dein Leben stirbt, doch stirbt das Leben nicht.

O lerne, Mensch, das Menschensein begreifen:
Der Inhalt bleibt, wenn auch die Form zerbricht;
Auch deinem Tod wird ew'ges Sein entreifen. —

Robert Hamerling. †

Der Schönheit Blitz hat dir ins Herz geschlagen,
Und tief verstimmt vom Lärm der Welt, dem rohen,
Bist du dem Wirren unsʼrer Zeit entflohen,
Das Große suchend in verscholʼnen Tagen.

Der Menschheit nie gelöste Rätselfragen
Ließt du empor in Liederflammen lohen,
Und grollend stieg durch der Vernichtung Drohen
Dein sehnsuchtstiefes, klanggewaltig Klagen.

Nun sind die Saiten jäh entzweigesprungen,
Die schwermutsvoll dem Ewig-Schönen tönten:
Es hat dein Mund sein Schwanenlied gesungen;

Versöhnung bracht' der Tod dem Unversöhnten,
Und deine hohe Seele hat errungen
Erlösung aus der Welt nun, der entschönten.

Meinen Freunden.

Nachteinsamkeit. Verwehte Blätter stieben
Um's stille Haus, das mich gefangen hält,
Indeß mein Herz hinaus fliegt in die Welt
Zu euch, von tiefem Heimweh fortgetrieben.

In eure Augen schau' ich, in die lieben;
Ein sel'ges Glück die junge Brust mir schwellt: —
Ob Traum um Traum auch leis in Staub zerfällt,
Wie bin ich reich, seid ihr mir doch geblieben!

Ihr seid die Sterne, die mir freundlich winken,
Wenn mich des Zweifels Nacht in Fesseln schlägt
Und schaffensmüde mir die Hände sinken.

O bleibt mir treu, der treu euch unentwegt,
Und laßt aus dieser Treue Quell mich trinken
Den hohen Mut, der auf zum Ew'gen trägt! —

Der Leitstern.

Wie auf dem Turm am Meer die ew'ge Leuchte
Den Segler führet, der, von finst'ren Mächten
Umgrollt, verloren sich vom Weg, vom rechten,
Und sich gepackt schon fühlt von Todesfeuchte —

So durch des Lebens Meer, das sturmgescheuchte,
In wetterwilden, sternenlosen Nächten,
Um jedes Kliff des Nied'ren und des Schlechten,
Führt mich, o Mutter, deiner Liebe Leuchte.

Und ob auch alle Lichter rings erblassen
Und hoch und höher stets die Wogen rollen:
So lang' mir dieser Leitstern wird gelassen,

So lang' mein Herz durch Nacht und Sturmesgrollen
Der Mutterliebe warmen Strahl kann fassen,
Treib sicher ich um des Verderbens Schollen. —

Humor.

Als siegreich sich der Schmerz die Welt erstritten,
Sandt dich ein güt'ger Gott uns, holder Knabe,
Auf daß an deinem Sonnenblick sich labe
Das Menschenherz, das allzuviel gelitten.

Es flieht die Trauer, wo dein Fuß geschritten,
Und auf der Liebe, auf der Hoffnung Grabe
Beutst freundlich du uns duft'ge Rosengabe,
Die von des Witzes Dornen du geschnitten.

Wenn gar zu schal das Lebensspiel, das tolle,
Dann lächelst du uns zu: „Nur immer weiter,
Den Andern gleich spiel' du auch deine Rolle!"

Dem Spott raubst du sein Gift, den Groll dem Streiter,
Und siegreich küßt das Auge, das thränenvolle,
Dein Schelmenmund, der ewig junge, heiter.

Täuschung.

Vom Westen geht der Freiheit Frührotglimmer
Weit über's Meer und lockt Germanias Söhne
Aus schwerem Dienst und düst'rem Kriegsgedröhne
Zur neuen Welt, voll Frieden, Glanz und Schimmer.

Dem Schein folgt Mancher, der ihm Irrlichtflimmer,
Und wähnt, daß ihn mit Gold Columbia kröne,
Und giebt die Heimat auf, die ewig schöne,
Und findet Schätze doch und Freiheit nimmer.

— Freiheit! — Wo ist sie? — Auch Columbias Sohn
Ist sie entflohn, die Helden einst ihm schufen.
Zwar neigt das Haupt er keines Fürsten Thron,

Doch frömmelnd kniet er vor der Kanzel Stufen,
Um heimlich dann, tief in des Scheines Frohn,
Gold nur und Macht als Götter anzurufen.

Die Kunst.

Vom Tagwerk rastend, schaute zu den Sternen
Empor des jungen Menschen sehnend Auge; —
Bestellt von seiner Hand stand Wald und Feld,
Die Herde weidete am Bach, es lud
Zur Ruh' ihn seine Hütte, — doch empor
Hoch über Alles ging sein Blick, und leise,
Von dunkler Schönheitsahnung, vom Drang nach Harmonie
Und unbewußter Schöpferkraft erfüllt,
Rang sich die Sehnsucht wach in seiner Seele
Nach jenen Welten, deren gold'nes Licht
Mit mildem Glanz der Erde Nacht verklärte.
Ein Ton aus jener Sphärenharmonie
Klang ihm erkenntnisweckend in das Herz,
Und lauschend in den unermess'nen Raum
Nach holder Lösung jener Sternenrätsel,
Ward er in wachem Traum es sich bewußt,
Daß nicht der Stoff sein Glückbezirk umschlösse,
Daß nicht die Hütte, nicht das Feld, die Herde,
Kein irdisch Gut das Endziel seines Mühens
Und das Erreichte nicht das Letzte sei.
Ein Höh'res gab's! — nicht greifbar, nicht erschaubar,
Und doch erreichbar einer Menschenseele —
Dem Duft der Blumen gleich, der rings die Thale
Mit weichem, zauberfüßem Hauch durchströmte,
Und gleich dem Harmonienklang der Sphären,
Der wundermächtig mit dem Sehnsuchtsschlage
Des Menschenherzens unhörbar sich einte.

Auf des Empfindens traumgewebten Schwingen
Strebte empor sein Geist zu fernen Wundern,
Doch lichtwärts schwebend, brach sich seine Sehnsucht
Die brennend heiße, an des Stoffes Schranken.
Die Fessel fühlte er des Irdischen,
Die an der Erde Scholle ihn geschmiedet.
Und heißer nur und mächt'ger schwoll sein Sehnen
Nach dem Entrinnen dieser engen Grenzen,
Nach der Erlösung in dem Unerreichten,
Das aus der fernen Höh' des Sternenmeeres
Verheißungsvoll, geheimnisfüß ihm winkte.
In seiner Brust geboren ward der Kampf,
Der, zwischen Kraft und Stoff fortspinnend sich,
Allewig nach Versöhnung beider ringt. —
Nach einem Halte suchend, sank auf's Knie
Der Sehnsuchtüberwältigte und hob,
Im dunklen Drange seiner Schöpferkraft
Und fremd noch mit dem Gott in seiner Brust,
Die Hände zu den Sternen auf:
Erlöse mich!
So rang aus banger Seele
Der Sehnsuchtsschrei des Erdenfestgebannten
Empor sich aus der Tiefe seines Seins
Zum Gottgeheimnis lichter Sternenwelten:
Erlöse mich! —
Es schwieg des Baches Rauschen,
Die Erde löste leis' sich unterm Fuß,
Die Hütte sank, die Herde rings im Nebel,
Ein fremdes Bangen lag um Berg und Thal,
Und durch die Nacht, die Erde weit durchhallend,
Erklang des Menschen Ruf:
Erlöse mich! —
Und lauter, immer lauter schwoll das Wort,
Und grollend, brausend, sturmgleich stieg's empor,

Zu tausendfachem Echo rings sich brechend:
Erlöse mich!
Nicht Menschenstimmen mehr,
Der Gott des Lichts rief's donnernd durch das Dunkel.
Und aus des Stoffes toter Hülle brach
Der Götterfunke schöpferischer Kraft. — —
Fremdsüßer Schauer taute leis' herab
In's Herz des Flehenden — ein steigend Licht
Wob rosig'ge Schleier um sein träumend Auge —
— Kam's von den Sternen? — Kam's aus seiner Brust? —
Es war in ihm und war doch außer ihm . . . . .
Und heller ward und heller stets der Strahl,
Ein Klingen hob sich um ihn und ein Rauschen,
Die Harmonie des Weltalls ward ihm kund,
Und näher, näher rückten ihm die Sterne;
Ein Hauch des ew'gen Friedens wehte leise
Um seine Stirn, wie holder Frühlingsgruß,
Und sieh'! — das erste Wunder war geschehen:
Der Gott im Menschen hielt sein Osterfest!
— Die ird'sche Fessel lösend durch das Schöne,
Lieh ihre Schwingen ihm die Phantasie,
Das Zauberreich der Kunst vor ihm erschließend,
Darin als Schöpfer frei er werden sollte.
Die Brücke zu den Sternen war gefunden.
Die Kunst war die Erlösung! — Jauchzend sprang
Der Gottmensch, der erkennende, empor,
Und jubelnd zu den Sternen stieg sein Lied,
Das erste Lied des ersten Künstlers auf! —

Nach der Wanderfahrt.

I.

Die Rosenzeit floh mit der Sonnenwende.
Die Vögel scharen sich zum Wanderreigen;
Die ersten gelben Blätter in den Zweigen
Verkünden leise uns des Sommers Ende.

Herbduftiger Hauch umweht die Bergeswände,
D'ran ernst empor tiefsatte Farben steigen;
Und sommermüd', wehmütig grüßend neigen
Die Blumen sich am braunen Weggelände

Und wie am Strauche mit den letzten Blüten
Marienfäden leisen Flugs sich fangen,
So fängt im Herzen sich des Wegemüden

Erinnrung leis mit stillem Heimverlangen,
Denn mit dem Sommer, mit dem lichtdurchglühten,
Ist auch die Wanderlust zu Grab gegangen.

II

Was ich auf meiner Wanderfahrt gefunden? —
In bunter Hülle wenig nur des Echten,
Doch viel des Kleinen, viel des Ungerechten,
Und wahrhaft Großes nur in seltnen Stunden.

Allüberall hört ich die gleichen Kunden,
Das gleiche Lied von Herrschern nur und Knechten,

Und siegreich fand ich stets die Selbstsucht fechten,
Und bluten sah ich tausend, tausend Wunden.

— Was man von Gleichheit und von Liebe träumt,
Suchst du allewig in der Welt vergebens,
Darin ein Meer von Wahn und Irrtum schäumt.

Ums goldne Kalb nur tobt der Kampf des Lebens,
Und wer bei andern Göttern gläubig säumt,
Der fällt, ein Opfer eitlen Ueberhebens.

Und doch: — Ein Jubel bebt durch alle Klagen,
Der Glaube lebt! — trotz kleinlichem Getriebe
Bethörter Menschen, die mit scharfem Hiebe
Sich unbarmherzig frische Wunden schlagen

Der Glaube lebt und löst die dunklen Fragen;
Schon bricht ein heller Strahl durchs Staubgetriebe,
Ein Frührotstrahl von echter Menschenliebe
Und von der Freiheit glückgeweihten Tagen.

— Laß der Erkenntnis Samen frisch uns streuen,
Gleichviel auf welchen Boden er mag fallen;
Es soll des Säens Müh' uns nicht gereuen.

Es kommt der Tag, da reift die Saat wohl Allen;
Dann werden Andre sich der Ernte freuen,
Uns aber werden Dankeslieder schallen!

Rosenträume.

I.

Sommerabend. Der Garten träumt
Schweigsam im Mondenscheine.
In der dämmrigen Laube säumt
Mutter und Sohn noch alleine.

In der Hand die Mutter wiegt
Duftige Blütengabe;
Dicht an ihren Schoß geschmiegt
Hat sein Haupt der Knabe:

„Mutter, wie leuchten im Mondschein hell
Rosen und Lilien und Nelken, —
Mutter, o sag', warum so schnell
Müssen die Blumen welken?“ —

Um die Frauenstirne bleich
Dunkle Schatten weben:
„Was an Duft und Schönheit reich,
Hat ein kurzes Leben“ . . .

Leise stirbt der Mutter Wort
In der Lüfte Kosen.
Schweigend träumt der Knabe fort —
Selige Tage der Rosen! — --

II.

O wonnedurchschauerte Sommernacht
Voll zaubrischer Rosenschwüle —
Es schlummert die Sorge; da Glück nur wacht
Auf blütenumdufteten Pfühle.

Aufstürmen aus hemmender Erdenhaft
Der Liebe lodernde Flammen
Und zwingen in schwellender Schöpferkraft
Die sehnenden Herzen zusammen.

Es leuchten die Sterne. Es rauschet das Feld;
Duftwogen dem Dämmer enttauchen —
Es will in Rosenträumen die Welt
Ihr tiefstes Geheimnis verhauchen . . .

III.

Die Locken verstaubt, die Wange bleich —
Du Müder, wo blieben die Wonnen?
Wo blieb der rosigen Träume Reich?
— Zerronnen, im Staube zerronnen!

Noch einen letzten Scheidegruß
Des Sommers Märchen winken,
Und vor den dornenumstarrten Fuß
Verwelkte Rosen sinken . . .

Weihnachtsrast.

Einmal im Jahr siehst du die Flut verschäumen,
In der du rastlos treibst von Strand zu Strand;
Einmal im Jahr ist dir's vergönnt, zu träumen
Von deiner Kindheit fernem Wunderland.

Und ob den Glauben du auch längst verloren,
Der Duft und Weihe deiner Kindheit lieh,
Einmal im Jahr wird er dir neu geboren,
Wenn dich umweht der Christnacht Poesie. —

Wie Glockenstimmen kommt's einhergezogen;
Fremdsüßer Schauer hebt sich durch die Luft,
Er taucht empor aus unsichtbaren Wogen
Und haucht die Welt voll Licht und Zauberduft. —

Was ist's, — was ist's? — Du kannst es nimmer fassen.
Wehmütig grüßt's dich; — süß und selig bang
Erwacht noch einmal, was im Lärm der Gassen
Verloren und vergessen du schon lang. —

Noch einmal bebt in sel'ger Kindheitsreine
Dein Herzschlag auf; der Weltlärm schweigt und stirbt. —
Das war das Glück, das Glück, das einzig eine,
Das dir kein Kampf, kein Streben mehr erwirbt!

Wild drüber hin des Lebens Wogen hasten;
Sie treiben ruhlos dich von Strand zu Strand. —
Einmal im Jahr nur darfst du träumend rasten
In deiner Kindheit sel'gem Märchenland.

III.

Sänge und Sagen.

„Short swallow-flights of song. that dip
There wings . . . and skim away — —“.

(Tennyson.)

Es singt ein Lied, verloren und vergessen,
Ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
Aus Märchenbrunnentiefen ausgeschöpft — —

(Gerhard Hauptmann).

Unser Lied.

(Ein Festgruß zum 26. Sängerfest des Nordamerikanischen Sängerbundes, in New-Orleans).

Mit Rosen schmückt sich das südliche Land
Und hebt sich im festlichen Prangen;
Laut rauschet der Mississippi zum Strand,
Einen seltenen Gast zu empfangen.

Von Osten kam über das Meer er weit,
Aus dem Lande der Veilchen und Sagen,
Wo die Rebe sproßt und die Birke mait,
Wo die Drosseln und Finken schlagen.

Als sonniger Jugend wonniger Lohn
In die Ferne auf schäumenden Wogen,
Ist mit Germanias blauäugigem Sohn
Nach Columbias Gau'n er gezogen.

— — Welch Klingen und Grüßen den Strand entlang,
Den des Südens Lüfte umgleiten!
Wie in seligem Beben und schwellendem Drang
Die sehnenden Herzen sich weiten!

Willkommen du segenbringender Gast!
Fest hält dich der Süden umschlungen;
Denn all seine flammenden Herzen hast
Du im Sturme dir sieghaft errungen.

Durch Rosen und Palmen es brausend zieht,
Wie der Hauch von nordischen Tannen:
Unser wundergewaltiges deutsches Lied,
Dessen Zauber die Welt sich gewannen.

Durch des Urwalds Nacht, durch der Prairie Ried
Erklingt es aus tausend Kehlen —
Sei gegrüßt unser Lied, unser deutsches Lied,
Du Gluthauch lichtspendender Seelen! —

Spinnweise.

Voll von feinem Faden
Dreht die Spindel sich;
Nimm in Huld und Gnaden
Doch Frau Holle mich;
Sende dir entgegen
Meinen frommen Spruch,
Wirke deinen Segen
Mir in Garn und Tuch!

Scheuch die Sorg von hinnen,
Die mich bang umschwebt,
Bis der Flachs zu Linnen
Blütenweiß verwebt;
Neig', o holde Fraue,
Dich zu mir herab,
Netz' mit deinem Thaue
Meinen Wockenstab!

Böse Feien wirren
Gerne das Gespinn,
Gießen Fehl und Irren
Gern in Herz und Sinn;
Doch hast gnadenreichen
Segen du verlieh'n,
Müssen alle weichen,
Müssen alle flieh'n!

Rheinweinsang.

Stoßt an! — bei hellem Gläserklang
Stimmt an das Lied vom Weine!
Kling! klang! — Steig auf, du stolzer Sang,
Du Sang vom grünen Rheine!
Glühgoldig blinkt es auf im Glas,
Das ist des Rheingolds edles Naß,
D'rin liegen zaub'rische Gaben
Vieltausend wohl begraben.

Jed' Lied, das thal- und hügelwärts
Geschmettert frohe Gesellen,
Und jeder Traum, den ein junges Herz
Geträumt beim Tanz der Wellen,
Und all die Lust und der Sonnenschein,
Die je gesprüht und geglüht am Rhein,
Die mußten sich zum Segen
Wohl auf die Reben legen!

Die sind durch lichter Geister Macht
Gebannt in Blüten und Trauben,
Die wachen im Herzen dir auf ganz sacht
Und lassen an Götter dich glauben: —
Das klingt und singt von Lieb' und Lust,
In sel'gem Jubel schwillt die Brust,
Und was an Leid du besessen:
Am Rhein beim Wein ist's vergessen!

Schlummerlied.

Sonne ging schlafen, die Vöglein, sie schweigen,
Leuchtwürmchen heben im Busche sich sacht;
Jagenden Wolken am Himmel entsteigen
Düster und dunkel die Schatten der Nacht.
Schlafe, mein Kindchen, im Arm laß dich wiegen,
Schließe die Äuglein, die müde und schwer! —
Mütterlein wacht, bis die Schatten verfliegen,
Bis sie dem Glanze der Sterne erliegen —
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Schwarz kommt's geflogen und finstert die Scheiben:
Rauch aus den Essen und qualmender Dampf. –
Hämmer die pochen, und Räder die treiben —
Schwer ist das Leben und bitter sein Kampf!
Schlafe, mein Kindlein, noch ruhst du geborgen,
Fern von der Welt, die an Liebe so leer,
Mütterlein scheuchet von dannen die Sorgen,
Wachet am Bettchen getreu bis zum Morgen —
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Immer und immer noch lärmt's auf den Gassen;
Nimmermehr rastet der ewige Streit.
Sterne am Himmel die schauen verlassen
Nieder in's friedlose Wirren der Zeit. —
Schlafender Liebling, o laß dich umschlingen! —
Was auch das Leben dir immer bescheer',
Mütterlein wird für dich schaffen und ringen,
Wird in die Seele den Frieden dir singen —
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Die Ravensburg.

Wenn im Morgenhauch rings um Baum und Strauch
Die Schatten der Dämm'rung zerrinnen,
Dann steigt es herauf, dann baut es sich auf:
Ein Schloß mit ragenden Zinnen!

Tief nagt der Zerfall am geborstenen Wall,
D'rauf im Winde der Flieder schwanket,
Gelbe Veiglein blüh'n, und mit Epheu grün
Sind Erker und Söller umranket.

Ich steige empor durchs steinerne Thor,
Empor zu den Hallen, den alten;
Im verfallenen Saal spielt schimmernder Strahl
Um der Mauer klaffende Spalten.

Von des Turmes Rand schau' ich weit ins Land,
Ein Knabe voll seliger Träume.
Rings im Sonnenschein grüßen Hügelreih'n,
Und die Reben blühen und Bäume.

Leis um Busch und Baum weht's wie Märchentraum,
Und ein Rauschen hebt sich und Klingen:
Held Volker heran, du herrlicher Mann,
Von dir will ich sagen und singen!

Im kämpfenden Schwarm, die Fiedel im Arm,
Hast tapfer das Schwert du geschwungen
Und blutend im Feld, ein streitender Held,
Den Preis dir des Sängers ersungen. —

Noch wie Liederklang tönt's das Thal entlang
Vom Ringen der Recken und Minnen,
Doch in Nacht und Schaum muß der holde Traum
Von Helden und Heimat zerrinnen . . .

Laut um Thor und Turm klagt des Herbstes Sturm,
Daß die Mauern, die morschen, erbeben:
Was da blüht und steht, es verweht, verweht, —
Und Jugend allein nur ist Leben! — — —

Den romantischen Bann, der den Knaben umspann,
Hat die Welt schon lange zerschlagen,
Seine Blüte verdarb, und der Glaube erstarb
An Helden und Wunder und Sagen.

Doch ist lang auch verrauscht, was der Knabe erlauscht
In der Ravensburg, in der alten,
Über Berg und Meer schwebt's zum Mann noch her
Und umringt ihn mit Zaubergewalten.

Dann im Traum erklingt's, und im Herzen singt's
Vom Ringen der Recken und Minnen,
Wenn im Morgenhauch rings um Baum und Strauch
Die Schatten der Dämm'rung zerrinnen . . .

Herr Egebert und die Schwalbe.

Es ist zur heil'gen Osterzeit
Zu Trier im Dom Sankt Peter.
Im Chore knieet bußbereit
Die Schar der frommen Beter.

Am Hochaltare oben steht,
Im festlichen Ornate,
Herr Bischof Egebert und fleht
Den Himmel an um Gnade.

Und als er hebt das Räucherfaß,
D'raus duft'ge Wolken wallen,
Fühlt er auf seinen Kopf es naß
Gleich einem Tropfen fallen.

Da muß erschreckt der fromme Mann
Den Blick zur Decke heben,
Und hoch ob seinem Haupt hinan
Sieht er ein Schwälblein schweben.

Keck wiegt es über dem Altar
Das schimmernde Gefieder
Und singet, jeder Andacht bar,
Weltfrohe Frühlingslieder.

Da glüht Herrn Eg'bert's Angesicht,
Ein heil'ger Zorn ihn rühret,
Denn aus dem Schnabel kam es nicht,
Was auf dem Kopf er spüret.

Die Hand erhebt der fromme Mann
Und thut, ob solcher Salbe
Und Ungebühr ergrimmt, in Bann
Zur Stunde noch die Schwalbe.

So war der Sünd'rin recht geschehn,
Und nimmer hat man später
Ein sünd'ges Schwälblein je gesehn
Zu Trier im Dom Sankt Peter.

Liebfrauenmilch.

Auf seiner Burg zu Worms am Rhein
Herr Gunter sitzt beim neuen Wein
Mit seinen Gutgesellen.
Gar wacker durch die Kehle rollt
Der süße Trank, von lautrem Gold
Die Becher überquellen.

Und den Pokal zum Sonnenlicht
Empor Herr Gunter hebt und spricht:
„Ich darf es kecklich sagen,
Nicht auf der weiten Welt gedeih'n
Wohl Reben noch, die solchen Wein,
Die solches Feuer tragen!"

Da ruft ein Gast: „Erlaubt mir baß,
Herr Gunter, 's ist ein edles Naß,
Das hier im Becher leuchtet,
Doch hat auf meiner Wanderfahrt
Schon Rebenblut von bess'rer Art
Die Kehle mir gefeuchtet.

Und daß ihr selbst die Probe macht,
Hab' ich davon euch mitgebracht." —
Und eh' die Zechkumpane
Noch wußten wie, stand auf dem Tisch
Ein volles Faß, und wunderfrisch
Quoll es aus gold'nem Krahne.

Da thaten alle kräft'gen Zug,
Da wußten alle nicht genug
Des Lobs dem fremden Schenken;
Der aber schenkte sonder Rast,
Bis, außer Gunter, alle fast
Gesunken von den Bänken.

Da schallt es laut aus Gunters Mund:
„Würd hier in meinem Land Burgund
Ein solcher Wein mir treiben,
Dann wär' mir Gut und Leben feil,
Dann würde selbst mein Seelenheil
Dem Teufel ich verschreiben!"

Da zieht der fremde Gast behend
Hervor ein Blättlein Pergament:
„Erfüllt sei dein Verlangen!
Hier, Gunter, schreib! — als schöner Lohn
Soll dir dein Garten morgen schon
Voll edler Reben prangen!"

Und just noch zu derselben Stund'
Hat Gunter keck den Höllenbund
Mit seinem Gast geschlossen.
Und als am Morgen er erwacht,
War seinem Garten über Nacht
Die Traubensaat entsprossen. —

Bald rühmte man landaus, landein
Herrn Gunters wunderedlen Wein,
An Feuer reich und Würze. —
Herr Gunter aber sann derweil,
Wie er um seiner Seele Teil
Den Fürst der Hölle kürze.

Aufrichtet ein Marienbild
In seinem Garten er, als Schild
Vor der Gewalt des Bösen,
Und fleht die Heil'ge früh und spat
Ihn von dem Fluch der Frevelthat
In Gnaden zu erlösen.

Als nun gekommen ist die Frist,
Daß Leib und Seel verfallen ist
Des Satans Drachenklauen,
Da sucht, dem Höllenfürst zum Trutz,
Herr Gunter heil'gen Schirm und Schutz
Am Bild der lieben Frauen.

Und sieh', da steigt herab geschwind
Die Heil'ge mit dem Jesuskind
Und scheucht den Feind von dannen,
Und segnend hebt sie ihre Hand,
Um von dem grünen Rebenland
Der Hölle Macht zu bannen.

Herr Gunter auf die Kniee sank,
Und bald darauf thät er zum Dank
Ein schmuckes Kirchlein bauen
An jenem Ort, wo ihn aus Schuld
Und Not die gnadenreiche Huld
Erlöst der lieben Frauen.

Seit jener Stunde mag die Ehr'
Der Teufel seiner Wiederkehr
Dem Land nicht mehr erweisen.
Die Reben aber die gedeihn,
Und fortan hat man nur den Wein
„Liebfrauenmilch" geheißen.

Heiligen Blut.

Das ist ein Sengen und Morden
Rings im Burgunderland!
Es rasen im Süden und Norden
Der Hunnen raubende Horden
Und säen Blut und Brand.

Es schonen die Länderverpester
Nichts Heil'ges längs des Rheins;
Zu Dahlberg mit frechem Geläster
Erschlugen mit seiner Schwester
Sie Arneus von Mainz.

Zu Dahlberg im Kloster lecken
Die Flammen hell am Turm;
Die Mönche, die Trümmer nicht decken,
Die flohen voll Grauen und Schrecken
Hinaus in Nacht und Sturm.

Durch Schluchten und Wälder hasten
Sie scheu entlang der Selz.
Kein Haus will die Müden begasten,
Da lädt im Frühlicht zum Rasten
Bei Weinheim sie ein Fels.

Ein Kreuz in schimmernder Weiße
Grüßt hoch vom Bergeshang,
Da knieen sie nieder im Kreise;
Zum Morgenhimmel steigt leise
Empor ihr Bittgesang:

„Herr Gott, zu dir wir schauen
Empor in uns'rer Not,
Führ' uns durch Nacht und Grauen,
O Herr, dem wir vertrauen,
Getreu bis in den Tod!"

Wie Geiergeschrei in's Girren
Der frommen Tauben bricht,
So bricht es mit Klirren und Schwirren
Hervor aus dem Dickicht, dem Wirren
Entflieh'n die Mönche nicht.

Sie stehen vom Schimmer umwoben
Um's Kreuz geschart; es zieht
Durch heidnisches Fluchen und Toben
Mit mächtigem Klange nach oben
Ihr frommes Schwanenlied:

„Der du am Kreuz that'st sterben,
Dir folgen wir, o Christ!
Laß himmlische Gnad' uns erwerben,
Dann mögen den Leib sie verderben,
Doch dein die Seele ist!"

Am Himmelsbogen brichts glutig
Hervor gleich einem Gruß.
Vielfreudig und todesmutig
Fallen die Frommen, und blutig
Färbt sich des Kreuzes Fuß.

Und als erschlagen sie alle,
Umschrillt vom Kampfgeschrei,
Da zuckt's aus der Wolken Geballe
Hernieder, — mit donnerndem Schalle
Bricht jäh das Kreuz entzwei.

Es zittern die Mörder, die bleichen,
Zu Ende ist ihr Mut,
Sie suchen voll Schrecken zu weichen,
Denn zwischen Flammen und Leichen
Springt auf ein Quell von Blut.

— Die Jahre kommen und gehen;
Vergessen ist der Mord.
Der Heil'gen Gebeine verwehen,
Und neue Geschlechter erstehen;
Der Quell, er sprudelt fort.

Da kommt auf seinen Reisen
Vom Rhein ein heil'ger Mann.
Herr Winfried ist er geheißen;
Mit Segenssprüchen, mit weisen,
Tilgt er den düstren Bann.

Wo blutige Spuren kleben
Am grauen Felsgestein,
Da pflanzt er junge Reben,
Dran reifen Trauben und geben
Bald dunkelroten Wein.

Und wo dereinst geronnen
Des Bornes rote Flut,
Da sammeln heute voll Wonnen
Die Winzer in Bütten und Tonnen
Der alten „Heiligen Blut."

Der berauschte Turm.

Das war eine durstlose Seligkeit,
Das war eine rauschreiche, wonnige Zeit,
Nie sah man im Elsaß sie besser!
Es jauchzten die Winzer landaus, landein,
Sie schwammen in Wonne, sie schwammen in Wein,
Gab Wein es viel mehr doch, denn Fässer!

Das Wasser aber, das Wasser war rar,
Und als man zu Thann noch in selbigem Jahr
Wollt' einen Kirchturm erbauen,
Da suchte umsonst man nach Wasser im Land,
Da mußte zum Baue den Kalk und den Sand
Mit Wein man zu Mörtel verbrauen.

Den edlen Mörtel aus gährendem Wein,
Den schlürften die gierigen Steine wohl ein;
Duft strömte aus Spalten und Ritzen.
Als fertig der steinerne Turm dann stand,
Da schaute gar putzig und schief er ins Land,
Da hatte der Kerl Einen sitzen!

Und heuer noch ist sein Rausch nicht vorbei;
Alljährlich zur Rebenblüte im Mai
Ergreift es den alten Gesellen;
Dann weht's aus den Mauern wie Rebenduft,
Und jubelnden Tones durchklingen die Luft
Hoch oben die Glocken, die hellen.

Doch ob es auch blühet, und ob es auch mait,
Vorbei ist die weinreiche, wonnige Zeit,
Leer starren die Fässer und Becher.
Und nimmer wohl bauen mit Mörtel aus Wein,
Wie eh'dem in Thann, einen Turm wir von Stein,
Wir rauschlose, durstige Zecher!

Unter'm Pantoffel.

Das war am Harz ein groß' Gedräng'
Von Rittern und von Rossen,
Zu Goslar wird es fast zu eng
Für all' die Kampfgenossen,
Die heut zur Kurzweil sich allhier
Für Papst und Kaiser schlagen
Und beider Farben als Panier
Auf ihren Helmen tragen.

Schon ruft der Herold zum Beginn
Die Kämpfer in die Schranken,
Und in der Sonne Goldgerinn
Zwölf bunte Fähnlein schwanken;
Doch eh' gehoben sich empor
Zum Stoß die erste Lanze,
Tritt zu dem Herrscher kühn hervor
Ein Ritter aus dem Kranze.

„Herr Kaiser, lass't, wenn's euch genehm,
Mit diesen Zwölf mich ringen,
Ich bin der Ritter Polyphem,
Noch Keiner konnt' mich zwingen!"
Der Kaiser lächelt gnadenmild,
Der Spaß mocht' ihm behagen:
„Wohlan, Herr Ritter kühn, es gilt,
Den Strauß, den mögt Ihr wagen.

Doch müßt Ihr, woll't nach Sitt' und Brauch
Ihr zu den Kämpen zählen,
Euch zum Panier, wie Alle, auch
Erst eine Farbe wählen:
Dem Papst gehört die gelbe an,
Die rote ist die meine,
Nun kürt, eh' Ihr durchsprengt den Plan,
Von beiden Farben eine."

Doch, ob man bittet auch und droht,
Herr Polyphem ruft heiter:
„Ich brauche weder gelb noch rot,
Ich bin mein eig'ner Streiter!" —
Da aus der holden Frauen Zahl
Tritt zu dem Held, dem rauhen,
Frau Beatric', sein Eh'gemahl.
Die lieblichste der Frauen.

Mit sanften Worten fleht sie ihn
Zu wählen sich ein Zeichen,
Doch kann des Ritters starren Sinn
Ihr Bitten nicht erweichen.
Und von dem Gatten trutziglich,
Der taub dem guten Rate,
Wend't ab die junge Fraue sich
Und flieht zur Kemenate.

Ein letztes, bittres Wort noch hallt
Dem Ritter in die Ohren:
„Weh' mir, Gemahl, daß ich so bald
Schon Deine Lieb' verloren!"
Heiß brennt im Herzen ihn der Hieb,
Ihr nach reißt's ihn in Eile:
„O, Beatrice, bleib', vergieb,
Mein trautes Weib, o weile!"

Vor der Kem'nate daß er steht,
Sein Trotz ist ihm zerflossen;
Doch ob er schwört auch, ob er fleht,
Die Thüre bleibt verschlossen. —
Laut rufen schon zum Kampfspiel drauß'
Die Hörner von den Knechten;
Der Ritter weiß nicht, welchen Strauß
Zuerst nun auszufechten.

Unschlüssig er zur Erde blickt,
Da sieht er hell es blinken
Und ein Pantöff'lein goldgestickt
Sieht er zu Füßen winken,
Das auf der Flucht sein Eh'gemahl
Verloren vor der Thüre.
„Wohlan," ruft er nach rascher Wahl,
„Dich zum Panier ich küre!

Als Helmzier diene du mir traun,
Zu meinem Siege leit' mich! —
Herr Kaiser, wollt mein Zeichen schau'n,
Unter'm Pantoffel streit' ich!"
Hoch sieht man das Pantöffelein
An seinem Helme wehen;
So sprengt er in den Ring hinein,
Die Zwölfe zu bestehen.

Das ist ein Jagen und Geschnaub,
Ein jedes Haupt sich recket,
Bis alle Zwölfe in den Staub
Herr Polyphem gestrecket.
Frau Beatrice spricht versöhnt:
„Zu meinem Lobe focht er!"
Und mit dem Preis den Helden krönt
Des Kaisers schönste Tochter.

„Herr Polyphem," die Holde spricht,
„Laßt euch die Schärpe reichen;
Ihr strittet unter'm Krummstab nicht,
Nicht unter'm Kaiser-Zeichen;
Habt doch die Männer hingemäht
Wie Ähren auf dem Acker —
Und unter dem Pantoffel steht
Ihr nun, mein Ritter wacker!"

Bald hört der Kaisertochter Wort
Von Mund zu Mund man gehen;
Und so mußt mancher Held hinfort
„Unter'm Pantoffel stehen!" —
Dem aber, der dies Märlein da
In Reimen euch gedichtet,
Dem hat's in seiner Chronica
Ein schwäb'scher Mönch berichtet.

Das schönste Honorar.

In Göttingen, der alten Stadt,
Giebt Schenken es gar feine,
Doch eine schön're Schenkin hat
Just wie die „Landwehr" keine!

Es pilgert der Studenten Schar
Hinaus zu „Lottchen" täglich,
Das schöne Lottchen aber war
Zu Allen kühl unsäglich.

Doch Einer ließ sich schrecken nicht,
Die Spröde wollt' er fangen,
Er trug im Auge seltsam Licht,
Blaß waren seine Wangen.

Lang hat nach Lottchens rotem Mund
Umsonst er schmachten müssen,
Nun will in einer luft'gen Stund'
Die Spröde keck er küssen.

Schön-Lottchen aber wehret sich,
Greift zornig nach den Kannen,
Und der Studenten keckster schlich
Beschämt und still von dannen.

Es führte sein gewohnter Gang
Nicht in die „Landwehr" wieder.
Er saß daheim und sann und sang
Gar wundersame Lieder.

Und wenn er sang, da klang es leis,
Als säng' in Zaubertönen
Ein Engelsmund des Himmels Preis
Durch wüster Teufel Höhnen.

Und als er all' sein sehnend' Weh
In Liedern ausgerungen,
Da lachte auf er schrill und jäh:
„Ich hab' mein Glück versungen.

Ihr holden Frau'n, wie habet ihr
Des Unheils viel gestiftet,
Ihr habet meine Lieder mir
Und auch mein Herz vergiftet. — —

Und wieder hinter'm Schenktisch steht
Schön-Lottchen bei den Krügen,
Ihr Aug' nach einem Gaste späht
Mit müden, bleichen Zügen.

Sie kennt ihn wohl, den kecken Wicht;
Nun kam er endlich wieder.
Sie kann ihm länger zürnen nicht,
Sie las ja seine „Lieder."

„Mein Herr, verzeihen Sie mir just
Mein gröbliches Gebahren,
Ich habe damals nicht gewußt,
Daß Sie ein Dichter waren.

Es konnt' gar oft mein Herz sich schon
An Ihren Versen laben,
Drum sollen auch von mir zum Lohn
Jetzt einen Kuß Sie haben!"

Das war ein lauter Jubelschall,
Nur Lottchen schwieg alleine
Und küßte vor den Andern all'
Den Dichter Heinrich Heine. —

Und was ihm auch noch manches Jahr
Gezahlt für seine Lieder,
Es ward ein schön'res Honorar
Kaum Heinrich Heine wieder!

Omaha.

I.

In alter Zeit.

Urwaldwildnis auf den Hügeln träumt,
Wild vorüber der Missouri schäumt.

Gras und Moor der Steppe Boden deckt,
D'rin sich Wolf und Schlange hält versteckt.

Plötzlich durch das Dickicht bricht Geschrei
Und mit Beil und Bogen strömt's herbei.

Auf dem blutgetränkten Hügelkamm
Kämpfen Rotgesichter, Stamm gen Stamm.

Hingeschlachtet sind die Feinde schon;
Einer nur von allen ist entfloh'n.

In den Strom wirft er hinab sich jach,
Pfeile schwirren durch die Luft ihm nach.

Schwimmend unterm Wasser er versinkt,
Bis das Ufer drüben Rettung winkt.

Und geborgen jetzt, dem Strande nah',
Ruft zurück er jubelnd: „Omaha!"

Omaha: Von Allen werd' allein
Über'm Wasser ich gerettet sein! —

Landwärts irrte er mit wundem Fuß,
Fremde boten Pfeife ihm und Gruß.

Und zu seinem Häuptling bald erlas
Ihn der Stamm der ersten „Omahas“.

II.

1850.

Im Morgengrau'n der Strand sich dehnt,
Die Wogen wild sich wälzen.
Bei seinem Kahn am Ufer lehnt
Ein Fährmann dort am Felsen.

Es hält die derbe braune Hand
Umfaßt des Bootes Bretter.
Dem Antlitz haben eingebrannt
Ihr Siegel Wind und Wetter.

Von Jowa, dem Prairieland,
Kam wanderfroh vor Jahren
Will Brown an des Missouris Strand
Voll Thatendurst gefahren.

Zum Stillen Meere wollt' er zieh'n,
Nach Glück und Gold zu scharren,
Doch ließen neue Wünsche ihn
Am gelben Strom verharren.

Die Wand'rer setzt stromüber er,
Die westwärts weiter jagen;
Er lernte mählig dem Begehr
Nach Gold und Glück entsagen. —

— — Hernieder jetzt in Fluß und Thal
Die düstren Nebel sinken,
Und in des Frührots erstem Strahl
Die Hügel drüben winken.

Hell schimmern zwischen Busch und Gras
Die Zelte auf, die grauen:
Das Lager ist's der Omahas, —
Wie eine Stadt zu schauen. —

Will Brown fährt auf — in wachem Traum
Hört er's die Wellen künden:
Wie eine Stadt! . . . Nun, Welt, gieb Raum!
Die Stadt, die will ich gründen! —

III.

Heute.

Die Schlange floh, der Wolf verschwand,
Die Zelte sind zerbrochen,
Es hebt sich Haus um Haus am Strand;
Ein wilder Lärm durchschwillt das Land,
Die Hämmer rastlos pochen.

Und Straße kreuzt mit Straße sich
In zahllosen Gewinden.
Jedwedes Hindernis, es wich
Dem Hammerschlag und Spatenstich,
Und Höhn und Tiefen schwinden.

Die Erde dröhnet vom Gestampf
Der schnaubenden Maschinen;
Es strebt in immer wild'rem Kampf
Zu höh'rem Sieg der Zaubrer Dampf,
Dem alle Welt muß dienen.

Wo gestern Urwald noch und Moor
Bedeckt den wilden Westen,
Ragt heut' die Großstadt schon empor,
Und endlos reiht sich Thor an Thor
Von Kirchen und Palästen.

Und ruhlos durch die Straßen kreist
Des Menschenstromes Tosen. —
Empor! empor! die Losung heißt. —
Und über Allem schwebt der Geist
Der neuen Zeit, der großen.

VI.

Tönende Glut.

— — — — — — — — —
Noch brennt im Herzen die tönende Glut —
— — — — — — — —
(Heinrich Heine).

— — — Es sei uns eins genug
Um große Flammen geht ein großer Zug
Mitzuverlodern. — —
(Prinz Emil zu Schönaich-Carolath).

Ein Sang warst Du
Voll Glutgewalt,
Der spurlos längst
Verhallt! . . .
(Graf Emerich von Stadion).

Weh.

Ich sah die blaue Blume am Strand
Und wollte sie pflücken, — da wich das Land,
Da trug mich von dannen das wogende Meer,
Wußt' nimmer wohin, wußt' nimmer woher.
Nun tragen die Wogen mit wildem Gebraus
Mich immer weiter und weiter hinaus;
Wohin ich auch schaue, wohin ich mich kehre,
Ist dunkle Nacht, ist endlose Leere.
Ich kann nicht ertrinken und kann nicht schrei'n,
Ich muß verderben in sehnender Pein;
Nie wird mir der Tod und nimmer das Leben,
Muß zwischen Hölle und Himmel schweben
Und muß verbrennen in starrendem Eis,
Und mein Leib ist jung, und mein Herz ist heiß!

Aufsprudeln die Wasser, es stürmt und kracht;
Wild faff' ich hinein in die Nacht, in die Nacht —
Wo ist das Leben, wo ist der Strand?
Kann nimmer ich fassen die rettende Hand?!

Will Keiner mir helfen in meiner Not,
Ist alle Liebe denn fern und tot?! —
Ich taste und taste mit müdem Griff —
Da — endlich, endlich! — ein schützendes Riff!
Ein menschliches Antlitz, ein Arm, eine Hand,
Die mich rettet hinüber, hinüber an's Land!
Ein klingender Jubel durchschwillt mir die Brust,
Schon will ich sie drücken in dankvoller Lust,
Schon will ich sie küssen in seligem Weh: —
Da greifen die Finger in schmelzenden Schnee,
Da sprüht um die Lippen mir gischender Schaum —
Zerronnen, zerronnen! es war nur ein Traum! —

Und wieder reißen die Wogen mich fort,
Und nimmer find' ich den rettenden Port,
Und nimmer faß ich die helfende Hand.
Ich bin verbannt vom blühenden Land,
Bin von des Tempels Schwelle verjagt,
D'rin dem Glücke der schimmernde Altar ragt.
Dieweil ich die „blaue Blume" gesucht,
Bin ich auf ewig verfehmt und verflucht! —
Und wie ich auch bete, und wie ich auch fleh' —
Es spotten die Wellen ob meinem Weh
Und singen das Lied mir von Ahasver,
Und weiter, weiter trägt mich das Meer.
Ich kann nicht ertrinken, ich kann nicht schrei'n,
Ich muß verderben in sehnender Pein,
Ich muß verbrennen in starrendem Eis,
Und mein Leib ist jung, und mein Herz ist heiß!

Im Blitzstrahl.

Lautlose Nacht. Ob meinem Haupte hin
In wilder Flucht tiefschwarze Wolken zieh'n.

Umsonst nach einem Licht späh' ich empor,
Umsonst nach einem Laute lauscht mein Ohr.

Ich schreite weiter ohne Pfad und Ziel,
Dem Schatten gleich, der in Verdammnis fiel.

Mein Auge irrend durch das Finster schweift;
Ein fremdes Bangen tief in's Herz mir greift.

Da aus der Nacht, von Blitzesglut umhaucht,
Vor mir empor ein Menschenantlitz taucht.

In Blitzeshelle, nur sekundenlang. —
Und wieder durch das Dunkel führt mein Gang.

Und wieder ist es Nacht rings um mich her;
Doch jenes Antlitz, es versinkt nicht mehr.

Es starrt mich an, umzuckt vom Flammenstrahl.
Und haucht das Herz voll Schauer mir und Qual,

Und wie ich rastlos nun auch suchen mag,
Ich finde nimmermehr den fernen Tag . . .

Gebet.

Errette mich, o Herr, vor diesen Blicken,
Die tief und tiefer sich ins Herz mir senken
Und immer fester Fühlen mir und Denken
Mit rätselhafter Zaubermacht umstricken!

O schütze mich vor diesen Flammenpfeilen,
Die heißer Sinne wilden Kampf mir künden,
Die frevle Glut mir in der Brust entzünden
Und Herz und Hirn mit jähem Ruck zerteilen!

Umsonst such ich dem Bann mich zu entringen;
Wohin ich fliehend meinen Fuß auch setze,
Dämon'sche Mächte werfen ihre Netze
Und halten mich mit unsichtbaren Schlingen.

Ich kann es fassen nicht und doch nicht lassen.
Auflehnt sich's in der Tiefe meiner Seele,
Und dennoch treibt es mich in Schuld und Fehle,
Und lieben muß ich, was ich doch muß hassen!

Machtlos mein Wille. Nutzlos all mein Wehren.
Schon weicht in mir die letzte Kraft zum Guten,
Und höher lodern sünd'ger Wünsche Gluten,
Die meiner Seele bessres Teil verzehren.

Schon weicht der Grund, schon sinken alle Stützen,
Schon bricht mein Stolz mit meinem Mut in Scherben —
O Herr der Reinen, laß mich nicht verderben,
Send einen Engel nieder, mich zu schützen!

Kampf.

Was hämmerst so unbändig du
Herz, deine Gluten zäume!
Du wildes Herz, gieb dich zur Ruh,
Laß schlafen deine Träume!

Weck' nicht die alten Wünsche mehr,
Die nieder du gezwungen;
Die Sehnsucht weck' nicht, die so schwer
In Schlummer du gesungen!

Der Andern Weg führt höhenwärts,
Wo Licht und Rosen gluten;
Du aber mußt, du wildes Herz,
Am Dorn im Thal verbluten.

Die Schwingen, die ein Gott dir gab,
Hat dir ein Gott zerschlagen. —
Laß ab von deinem Flug, laß ab,
Entsagen lern', entsagen!

Schlepp' weiter dich durch Dorn und Dust
Und brich nicht feig zusammen —
Du wildes Herz — du mußt, du mußt!
Lösch' aus, lösch' aus die Flammen!

Auch Dir!

Du haſt den ſünd'gen Funken
Geworfen mir in's Herz
Und haſt, von Selbſtſucht trunken,
Geſpielt mit meinem Schmerz.

Wild lodern nun die Flammen,
Darin mein Glück zerfiel,
Gott möge dich verdammen
Für dieſes frevle Spiel!

Die Waffe, die du führteſt,
Sie wende rückwärts ſich!
Die Flamme, die du ſchürteſt,
Durchlodre nun auch dich!

Im Leben ſei und Sterben
Die Welt dir leer und ſchal,
Und ſo, wie ich, verderben
Sollſt du in Glut und Qual!

Irrwische.

Blaue Flämmchen schimmern
Drüben über'm Moor,
Und ein wirres Flimmern
Hebt sich aus dem Rohr. —
Irrwisch, willst du weichen!
Meinen Spruch ich ruf';
Sieh', schon muß erbleichen,
Was ein Spuk nur schuf. —

Doch nun seh' mit Beben
Auf des Lebens Fahrt
Ich empor sich's heben:
Irrwisch and'rer Art. —
Tag ist's; doch im Dunkeln
Irre ich allein,
Nur zwei Augen funkeln
Mir in's Herz hinein.

Ach, vergeblich sage
Meinen Spruch ich her:
Diesen Irrwisch jage
Fort ich nimmermehr.
Wirr die Flammen winken,
Stumm ich folgen muß, —
Und im Moor versinken
Muß mein irrer Fuß . . .

Aeolsharfenton.

Des Abends Schatten huschten durch's Gemach;
Auf unsren Herzen lag's wie dumpfe Schwüle,
Da fuhr herab ein Blitz des Glückes jach,
Und Himmelsglut zerriß des Alltags Kühle.

In Flammen stand dein Aug. Ein Abendstrahl
Umwob die Stirne dir mit rosigem Schimmer —
Mir war's, als dürft in dir mein Ideal
Erschauen ich, wie ich's gefunden nimmer.

Mir war's, als leuchte höchster Wahrheit Spur
Aus deinen ernsten, traumhaft schönen Zügen —
Und doch: — was sie gekündigt, Täuschung nur
Und Lügen waren es, nur gold'ne Lügen!

In wirrem Zauber sich mein Herz verlor,
Und lauschend hing mein Ohr an deinem Munde;
Und leise durch die Dämmrung stieg's empor,
Wie Glockenklang der Stadt im Meeresgrunde.

— Was du gesagt, — es ist vergessen lang';
Die Worte mußten mit dem Wind verschweben,
Doch deiner Stimme wundertiefen Klang —
Ich hör' ihn ewig durch die Seele beben . . .

Mit Dir! —

Du willst ihn nicht, den blassen Mondenschimmer,
Drin seichte Schwärmerherzen nur gedeih'n;
Dein Aug verlangt nach blut'gem Nordlichtschein;
Du suchst den Kampf und willst den Frieden nimmer.

Wie's in den Strudel lockt den kühnen Schwimmer,
Zieht's dich in dunkle Tiefen wild hinein;
Und lieber trägt dein Herz tiefeigne Pein,
Als die gemeine Lust mit Andern immer.

Nimm dich in Acht: — Die so am Abgrund schreiten,
Sind leicht erreichbar des Verderbens Krallen!
— Und doch: O dürft mit dir vereint ich streiten!

Weit lieber wollt mit dir ich irrend fallen,
Als in dem Gleis, dem ausgetret'nen, breiten,
In's Allgemeine mit den Andern wallen — —

Champagner.

Genug des süßen deutschen Sonnenscheins!
Genug des Rebenbluts vom Strand des Rheins!
Nach wildrer Luft
Begehrt die Bruft:
Champagner her, die Wonne her des Weins!

Die ihr empor euch reckt aus blinkem Eis,
Goldköpf'ge Flaschen, voll von Flammen heiß,
Des Südens Glut
Gießt uns in's Blut,
Daß sie des Nordens Nebeltraum zerreiß'!

Knallt los die Pfropfen! In's kryftallne Glas
Fangt den in Schaum zerperlenden Topas,
In deffen Glühn
Die Zauber sprüh'n
Der Götterluft, die ohne Zaum und Maaß!

Wie's ftiebt und ftäubt, wie's wirbelt, schwillt und schäumt!
Wie Perl' an Perl' des Kelches Rand umsäumt!
Mit durft'gem Zug
Hascht sie im Flug
Die Feuergeifter, eh' sie ganz entzäumt!

Die Flasche leert, die überschäumend winkt!
Trinkt, trinkt, die ros'ge Lebensflamme, trinkt!
Gebt mehr, noch mehr
Der Gluten her,
Bis Herz und Hirn in süßem Rausch versinkt!

Zerbrochen liegt der ird'schen Sorge Joch;
Es lebt nur zügellose Tollheit noch.
Sie herrsch' und ras'!
Zerschellt das Glas:
Hoch der Champagner, und die Sünde hoch!

Du hast gesiegt.

Du hast gesiegt! — Mein Banner liegt zerbrochen;
Die Kugel traf, die dein Geschoß entsandt;
Mein Schwert entsinkt der kampfesmatten Hand,
Das sonst so mutig jeden Schimpf gerochen.

Du hast gesiegt! — Wie mag das Herz dir pochen
Im Hochgefühl, daß du, so streitgewandt,
Mich nieder konntest strecken in den Sand,
Um deinem Willen mich zu unterjochen.

Dein Mitleid? — Nein! — Sie ist zu klein, die Größe,
Die du in diesem Kampfe dir erkriegt,
Nachdem erspäht du listig meine Blöße.

Nicht ist's der Kleinre stets, der unterliegt! —
Klaglos empfang ich deine Todesstöße. —
Stoß zu und juble auf: — Du hast gesiegt!

Nixenzauber.

Siehst du's empor sich aus den Wassern heben?
In Menschenschöne winkt's aus Nebelfalten
Und scheint zu Fleisch und Blut sich zu gestalten,
Als wandle sich dein schönster Traum in Leben.

In wilder Wonne fühlst dein Herz du beben,
Du hebst den Arm, den weißen Leib zu halten;
Da fassest du den Schuppenschweif, den kalten,
Und siehst in Schaum das Lockgebild verschweben.

Ein Trug! — Und doch: voll brennendem Verlangen
Wirst schaudernd du allewig nun begehren
Den Nixenleib in Liebe zu umfangen.

Ein Trug! — und doch kannst nimmermehr du wehren
Der Sehnsucht Flammen, die dein Herz bezwangen
Und dich allewig nun in Qual verzehren. —

Sonnenblut.

Herbststürme heulen und klagen;
Nachtschauer irren durch's Thal;
Ob bebenden Wipfeln jagen
Die Wolken zerrissen und fahl.

Fern über des Hügels Kamme
Blutroter Schimmer winkt,
Verblutend in lodernder Flamme
Der sterbende Tag versinkt.

Meine brennenden Augen trinken
Des Himmels zerrinnendes Blut —
Nun mag die Erde versinken,
Mein Herz trägt göttliche Glut!...

Einem Dichter.

. . . „Weh, dem das Herz durchschlagen
Der Sturm des Schönen bis zum tiefsten Kern!
Es bleibt ihm selbst ein Sturm nur selten fern.
Und wer den Blitz liebt, muß den Schlag ertragen! . . .
(Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.)

Gewitterwolken finstere durchfluten
Die schwüle, sternenlose Sommernacht.
Sie schlafen all'; nur ich, nicht ruhbedacht,
Lehn' noch am Fenster, d'ran die Rosen bluten.

Das Herz durchlodert von Begeist'rungsgluten,
Die deiner Dichtung Flammenkuß entfacht,
Der aufgeweckt mit fast zu wilder Macht
Gefühle, die versunken lange ruhten.

Dir ist, wie wenigen, die Kunst geworden,
In heißer Seelen Rätselreich zu tauchen,
Um dort zu bannen wirrer Geister Horden.

Und wie die Drachen auch den Schatz umfauchen,
Du hebst ihn doch: in schwellenden Akkorden
Den schmerzensglühen Zauber zu verhauchen.

Ballschwüle.

Die Töne verklingen, die Geigen ruhen;
Der Walzer ist zu Ende.
Mit Blumen und Fächer spielen nun
Die weißbehandschuhten Hände.

Die Phrasen schwirren; man scherzt und lacht.
Die Schleppen knistern und rauschen.
Es heben sich lüsterne Augen sacht,
Kokette Blicke zu tauschen.

Auch du läßt lustig dein Auge weit
Herum im Kreise fliegen
Und suchst dein Herz, das verdürstend schreit,
In trüg'rischen Taumel zu wiegen

Es lockt die Lüge; es gleißt der Glanz. —
Laß Sect und Täuschung uns trinken!
Das Leben ist ein bacchantischer Tanz,
Ein Steigen, ein Wirbeln, ein Sinken!

Was soll der Durst uns, was soll uns die Glut?
— Wir wollen's verscherzen, verlachen
Und mit den Andern nachschwimmen der Flut
Und Witze und Phrasen machen.

Wir schreiten erhobenen Haupts durch den Saal,
Die Fröhlichsten unter den Frohen —
Und keiner weiß, daß in brennender Qual
Unsre blutenden Herzen verlohen.

Und keiner weiß, daß ich und du
In Sünde uns lieben müssen. —
Ich hebe das Glas, ich trinke dir zu:
Wir spotten und lachen und — büßen! . . .

Flackernde Flammen.

Das ist ein Suchen und Sehnen,
Das ist ein seltsamer Streit —
Heut: wonniges Glücklichwähnen,
Und morgen: todtrauriges Leid!

Das ist ein Schwanken und Schwellen,
Ein Irren durch Wahrheit und Traum,
Ein Kämpfen in stürmenden Wellen,
Ein Haschen nach stiebenden Schaum.

Wie Blätter in tosenden Winden,
So treiben wir, du und ich.
Du kannst es nimmer empfinden,
Und doch empfind ich's durch dich.

Du weckest qualselige Schauer,
Die tief im Herzen mir schlief:
Du schlugest mein Sinnen in Trauer
Nachtdunkel und rätseltief.

Wie ferne Märchenglocken
Hör deine Stimm ich geh'n.
Ich lausche dem Flüstern und Locken,
Und kann es doch nimmer versteh'n.

Glückfülle und endlose Leere, —
So zieht es im Wechsel einher,
Und was ich ersehn' und begehre, —
Kaum weiß ich es selber mehr. —

Blitze.

Gefühle giebt's, die in den wirren Gängen
Des Lebens, d'rin nach Licht umsonst wir rangen,
Von Blindheit halb, und halb von Nacht umfangen,
Gewittergleich in unsre Brust sich drängen.

Ihr Wetterleuchten zeigt uns jäh die Engen,
Die unsrer Seele bessres Teil bezwangen,
Und sturmeswild durchgrollt uns das Verlangen:
Gewaltsam jede Fessel zu zersprengen!

Doch ob wir heiß auch nach Gestaltung ringen,
Im Wort Erlösung suchend aus den Gluten:
Sie lassen sich in's Joch der Form nicht zwingen,

Die Flammenwogen, die die Brust durchfluten;
Gebrochen sinken die erhobnen Schwingen,
Und schweigend muß das wunde Herz verbluten . .

Rauschlied.

Ich hebe das volle, das schäumende Glas: —
Ein Spiel ist das Leben, die Liebe ein Spaß;
Doch schön sind lustflammende Augen!
Unsre Herzen, so wild, unsre Sinne, so heiß,
Sie suchen den Trug, und ich weiß, ja ich weiß,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Ob kalt wir, ob warm, ob reich auch, ob arm,
Wir sind nur ein Tropfen im wogenden Schwarm,
Im vorüberbrausenden, bunten. —
Und wie weit wir auch flieh'n, und wie hoch wir auch zieh'n,
Am Staube klebt immer und immer der Sinn,
Wir bleiben allewig doch unten!

D'rum vergesset die Höh'n, die ihr jung noch und schön,
Und erfreut euch am lustigen Schellengetön
Und den Sternen lustflammender Augen! —
Unser Glück ist der Rausch! Unser Gott ist der Schein!
Wer nicht feig und nicht klein, der weiß es allein,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Hoch, dem schäumenden Gold! Leert die Gläser und tollt,
Bis der Mißmut vergrollt und die Wolken verrollt,
Bis die Flammen des Rauschs uns umlodern!
Was an Lust und an Freud' auch das Leben uns beut,
Das geb' uns zu eigen ein wonniges Heut,
Eh', Staub, wir im Staube vermodern!

Erlöst.

„The spell is broke, the charm is flown“ . .
(Byron.)

Wie's mit einem Mal sich doch wenden kann! —
Noch gestern stand tief ich in deinem Bann,
Noch gestern war ich unfrei, und heute schon
Ist die Fessel entzwei und der Zauber entfloh'n.

Hätt' es nimmer geglaubt, daß so rasch es ging,
Als in deinem Netz ich so jäh mich fing —
Nun ist alles vorüber, ist alles vorbei,
Der Bann ist gebrochen, ich bin wieder frei!

Es war ein Traum, der dem Himmel entstammt;
Es war ein Strahl, der der Hölle entflammt;
Es war ein Wahn, der das Hirn mir zerstört;
Es war ein Rausch, der das Herz mir bethört.

Nun hat sich's gewendet mit einem Mal,
Und zerronnen, zerronnen ist alle Qual;
Nun ist alles vorüber, ist alles vorbei,
Der Bann ist gebrochen, ich bin wieder frei! —

Ein Herzblutstropfen.

Ein roter Stein in einem goldnen Ring: —
Aus wundem Herzen quoll ein Tropfen Blut . . .
Ein Funke stob aus früh verlöschter Glut,
Den unsichtbare Hand im Steine fing . . .

Tot ist der Traum, der durch das Herz uns ging —
Er starb, wie alles stirbt, was schön und gut,
Verschlungen von des Lebens wirrer Flut. —
Was glühst du noch, du roter Stein im Ring? . . .

Ein altes Märchen durch den Sinn mir webt
Vom Ritter, dem, weil er den Freund schlug tot,
Ein blut'ger Tropfen stets am Finger klebt. —

Heiß brennt der glühe Stein am Finger mir —
Es ist die ew'ge Thräne blutigrot
Um eine Liebe, die erschlagen wir . . .

Finstere Mächte.

Was kann der Sturm dafür, daß er die Rose bricht?
Was kann die Nacht dafür, daß sie verscheucht das Licht?
Was kann das Herz dafür, daß es in wirrem Drang
Den Traum zerschlagen muß, den es genährt so lang? —

Hoch über unsrem Haupt wirkt eine dunkle Macht;
Sie hebt zum Licht uns auf, sie stürzt uns tief in Nacht,
Sie ist die Herrscherkraft, die uns zum Schlage zwingt.
Wir sind die Waffe nur, die sie zerstörend schwingt.

Was überm Erdenstaub rosenschön aufgeblüht,
Was wie ein Rosentraum duftschwer das Herz durchglüht:
Du bist der Sonnenhauch, der es zum Lichte zwang,
Du bist der Wintersturm, der es in Nacht verschlang.

Ob du's gewollt, ob nicht? — Wer kennt das Menschenherz? —
Flammen tieffremd und wirr locken uns abgrundwärts.
Nicht du, das Schicksal ist's, das ob dem Haupt uns schwebt,
Das dir zum Schlag die Hand gegen den Freund erhebt.

Doch jeder Wunde Schmerz, du fühlst ihn selber auch.
Auch dir erstarrt das Herz in herbem Eiseshauch.
Noch ahnst du's nicht, doch dir kommt auch die Stund' einmal,
Wo du erfrierend lechzst nach einem Sonnenstrahl.

Dann erst erkennst du es, ringend in Frost und Nacht,
Was ich erlitt durch dich, ob ich's auch keck verlacht;
Dann sehnst umsonst du dich wieder zurück nach mir,
Dann, durch des Schicksals Hand, bin ich gerächt an dir.

Auf Nimmerwiederſehen.

Auf Nimmerwiederſeh'n? — Es ſei! . . . Wohlan,
Ob in der Bruſt auch heiße Qualen brennen,
Wir wollen doch uns heit'ren Auges trennen;
Die Wunde klafft. Tief nagt des Trotzes Zahn!

Auf Nimmerwiederſeh'n! — Es war ein Wahn;
Ein Zauber, wie ihn Fee'n im Märchen nennen;
Ein Rauſch, wie tolle Zecher nur ihn kennen;
Ein Trug, ein Spiel, ein Traum — s'iſt abgethan.

Der Wechſel lockt. Schon winken neue Ziele; —
Das Alte muß im Hauch des Neu'n verweh'n,
Und andre Spiele folgen dieſem Spiele.

Mag auch ein thöricht Herz zu Grunde geh'n;
Die Welt iſt groß und birgt der Herzen viele. —
Gehab dich wohl — auf Nimmerwiederſeh'n! . . .

V.

Dämmer.

„— — — — Abend und Morgen
Scheinen im Dämmer
Nimmer zu enden —
— — —“

(Martin Greif.)

—

„— — — Und stolz wird das Herz, und die Seele wird weit
Von Ahnung umschauert: Ein großes Leid
Sei das Höchste der Erden. —“

(Wilhelm Jensen.)

—

Fades the light,
And afar
Goeth day, cometh night,
And a star
Leadeth all
Speedeth all
To their rest. —

(Bret Harte.)

Wegmüd.

Auslöschen der Sonne Lichter;
Wie schleichen die Tage so grau —
Gleichgültige Gesichter
Wohin ich immer schau'!

Nicht hoch, noch tief — nur eben,
Wohin der Fuß auch tritt;
Kein Sinken und kein Heben,
Allewig der gleiche Schritt.

Allewig dies Wühlen in Scherben,
Der Kampf um's tägliche Brot.
Kein Leben ist's und kein Sterben —
Glück aber ist der Tod! . . .

Die Sünde.

Das ist die Sünde; schau' ins Aug' ihr tief,
D'rin tausend rätseldunkle Zauber glimmen,
D'rob strenge Richter würdevoll ergrimmen,
Die nie ihr Mund zum Kuß des Frevels rief.

Was ungekannt in dunklen Tiefen schlief,
Sie ruft es wach mit tausend Nixenstimmen,
Und tausend Wonnen läßt sie den durchschwimmen,
Der trotz'gen Sinns der Sitte Zucht entlief.

Das ist die Sünde; auf geheimen Pfaden
Lockt immer tiefer sie durch Schmach und Mäkel
Und läßt in Schuld sich den Berauschten baden.

Bis ihn erweckt ein flammend Mene Tekel,
Und, den Erwachten vor Gericht zu laden,
Die Häscher nah'n: Die Reue und der Ekel.

Sterne.

Wandermüd, unter schützendem Dach,
Schlafen die Andern, nur ich blieb wach.

Dunkel die Nacht. Durch's Dornengeheg
Streb' ich zur Höhe auf wirrem Weg.

Nebel und Schatten fallen so dicht,
Doch in der Ferne grüßt schimmernd Licht.

Golden erstrahlt's aus nächtlichen Höh'n, —
Sterne, o Sterne, wie seid ihr schön!

Sonnenmüd, tagmüd, in Sehnsucht bang
Hab' ich erharrt euch so lang', so lang'.

Strahlt nun endlich erlösenden Gruß,
Führt nun endlich den irrenden Fuß.

– Höher und höher, durch Dorn und Stein,
Ringe dich näher dem gold'nen Schein!

Bald versinken im lichtvollen Raum
Schatten und Schemen, Täuschung und Traum!

— Nebel schwinden und Nebel erstehn;
Düstere Wolken am Himmel geh'n.

Hier ist der Gipfel, hier muß ich ruh'n, —
Sterne, o Sterne, wo seid ihr nun?

Nun ich's will schauen, nun ich's erreicht,
Tiefer und tiefer der Glanz erbleicht.

Hell nur aus niedrigen Scheiben bricht
Kerzengeflimmer und Lampenlicht.

Schwehlende Flämmchen am öligen Docht: —
Das sind die Sterne, um die ich focht.

Träumte von Strahlen himmlischen Lichts,
Starre nur stumm in's glimmende Nichts . . .

Reiche dein Dunkel, o Nacht, mir dar:
Träume, nur Träume allein sind wahr! . . .

Wie ist's so still.

. . . . . Die Tage werden Träume . . . .
(Hermann Lingg).

Wie ist so still, so still es rings geworden,
Seit unsre Herzen schieden, fremd und kalt,
Und von der Liebe schwellenden Akkorden
Der letzte leise Ton in uns verhallt. —
Die Blätter fallen, und die Nebel steigen;
Kein Strahl, kein Laut die Brust durchdringen will,
Und traumverloren lausch' ich in das Schweigen —
Wie ist's so still!

Wie ist's so still! Sanft haben sich geglättet,
Die wilden Wogen, die das Herz umtürmt.
Auf sichrem Ufer ruh' ich jetzt gebettet.
Der Kampf ist aus, die heiße Glut verstürmt.
Kein Strudel lockt mehr, keine Klippen drohen;
Dem Mund entfährt nicht mehr ein Wehruf schrill;
Das höchste Leid, die höchste Lust entflohen —
Wie ist's so still!

Wie ist's so still. — Wie Heimweh will's mich fassen
Nach Glück und Qual, nach altem Sturm und Streit;
Nach großem Lieben und nach großem Hassen,
Nach einer Welt, die hinter mir so weit.
Doch müde sinkt die Schwinge mir, die schwere,
Die nun vom Fluge ruh'n und rasten will,
Und ziellos, wunschlos starr' ich in die Leere —
Wie ist's so still!

Dämmerspuk.

Draußen blich des Tages letzter Schimmer;
Graue Dämmrung schattet tief das Zimmer.

An die Scheiben klirrt ein leises Pochen;
Aus den Ecken kommt es scheu gekrochen;

Webt und wallt empor nach Geisterweise,
Steigt und sinkt und drehet sich im Kreise. —

Rebenblüten hauchen süße Düfte;
Kirchenglocken klingen durch die Lüfte;

Rosengluten grüne Wellen säumen;
Burgruinen still im Abend träumen;

Flatternde Gewänder; goldne Locken;
Ein Gewirr von Licht und Blütenflocken; —

Volle Becher aneinander klirren;
Liebesklagen durch die Lenznacht schwirren; —

Braune Augen voll von Glut und Sehnen
Und ein Schimmer wie von scheuen Thränen; —

Hoch darüber ferner Sterne Glänzen
Und ein Schatten wie von Lorbeerkränzen;

Helden; Götter; goldne Sonnenfunken: —
Leere Flitter dann und totes Prunken!

Und vorüber huscht der Spuck, der rasche; —
Durch die Dämmrung stiebet Staub und Asche;

Schatten hüllen dicht des Zimmers Räume: —
Geister waren's toter Jugendträume . . .

Das ist's.

Du fragst, warum so oft durch meine Lieder
Es leise zittert wie verhalt'nes Klagen,
Warum Herbstschauer schon in Frühlingstagen,
Wie Winterreif auf Rosenglut und Flieder.

— An einem Altar kniete einst ich nieder.
Da hat in's Herz ein Blitz mir jäh geschlagen.
Die Wunde heil't. Die Narbe muß ich tragen.
In meinen Liedern spiegelt sie sich wieder.

Das ist's. — Und nun laß uns von Andrem reden.
Erzähle mir von tollen Faschingsschwänken
Und deinen leichten, luft'gen Liebesfehden.

In deiner Lust laß mich mein Leid ertränken.
Noch hat kein Sturm verheert dein blühend Eden —
Warum bei Rosen dunkler Wetter denken? — —

Gewonnen.

Aus breiter Steppe ausgetretnem Gleise
Treibt es den Wandrer an des Abgrunds Rand,
Und jäh von süßem Grauen festgebannt,
Entstrebt vergeblich er dem Zauberkreise.

Noch wehrt das Ohr der holden Nixenweise,
Fest an den Felsen klammert sich die Hand,
Doch starr zur Tiefe ist das Aug' gewandt,
Und abwärts zieht den Fuß es leise, leise . . .

Hinab! hinab! — Schon lösen sich die Schollen;
Schon hat des Dämons Herrschertum begonnen, —
Da schwellt die Brust ein sieggewaltig Wollen:

Zurück! — Der Mut der Sünde ist zerronnen! —
„Verloren“ hört man's aus der Tiefe grollen;
Doch in der Höhe jubelt es: „Gewonnen!“

Es war einmal —

Es war einmal, . . . von Epheu grün umtrieben,
In einer Schrift, die zu entziffern kaum,
Sagt's auch der Stein, der dort am Waldessaum
Als der Ruine letzter Rest geblieben. . . .

— Es war einmal . . . als ihm mit jähen Hieben
Die Welt zertrümmert seinen Jugendtraum,
Du haben sich im tiefsten Herzensraum
Wehmütig jene Worte eingeschrieben.

Gar finster ward und trotzig ernst sein Wesen,
Nachdem begraben er sein Ideal.
Er war, so sagten sie, vom Wahn genesen.

Doch heut noch leuchtet's oft wie Sonnenstrahl
Im Aug' ihm auf, drin deutlich dann zu lesen
Die alte Märchenschrift: es war einmal. . . .

Ich wußt es ja —

Ich wußt es ja, — daß unsrer Liebe Dauer
Kurz wie die Sommernacht, die sie geboren,
Als damals mir im Banne sel'ger Schauer
Dein Mund das stolze „Ewig" zugeschworen.
Glückvoll und doch, des Herzens Wandlung ahnend,
Wehmüt'gen Blicks ich dir ins Auge sah —
Tief glomm die Glut, an künft'ge Asche mahnend —
Ich wußt es ja! —

Ich wußt es ja, daß wir umsonst uns mühen,
Das Glück zu fassen und den Wahn zu halten:
Wie heiß und hoch auch heut die Flammen sprühen:
Schon morgen müssen leise sie erkalten.
Im Traum nur sehen wir's noch ferne leuchten,
Was uns in sel'ger Stunde einst so nah,
Indeß sich unsere Augen heimlich feuchten —
Ich wußt es ja! —

Ich wußt es ja: was mit den Rosen blüte,
Mußt mit den flücht'gen Rosen auch verweh'n.
Die Liebe kam, sie glühte und verglühte,
Und einsam muß ich wieder wandern geh'n.
Wir werden beide klaglos es verwinden,
Was unsren Herzen süßen Leids geschah —
Und werden kurze Rast bei Andern finden —
Ich wußt es ja! — —

Das alte Märchen.

Ein Märchen soll ich, großes Kind, dir dichten,
Von Lenz und Liebe willst du singen hören,
Indeß der Herbststurm draußen durch die Föhren
Sein Mahnlied rauscht vom Welken und Vernichten.

Soll ich das alte Märchen dir berichten
Von den zwei Herzen, die sich Liebe schwören,
So lang des Lenzes Träume sie betören,
Um dann auf Treue schmerzlich zu verzichten!

Das Märchen, — ach, wer hat es nicht empfunden? —
In jedem Herzen lebt ein leises Trauern
Um einen Liebeslenz, der rasch entschwunden.

Komm, laß zu deinen Füßen still mich kauern
Und beten, daß der Liebe Sonnenstunden
Uns hold des Herbstes Stürme überdauern!

Ein Begräbnis.

Ein Bretterſarg auf ſchwarz verhängtem Karren
Von welken, morſchen Blättern überſtreut,
Die mitleidsvoll der rauhe Herbſtſturm beut,
Indeß die Räder Sterbelieder knarren.

Kein Prieſter betet, keine Freunde harren
Am Grab der Dirne, die man ſtets geſcheut
Auf offner Straße, und die klanglos heut
Die Totengräber hinterm Zaun verſcharren.

Und Keiner weiß, daß hier ein Herz begraben,
Das einst, an hohen Idealen reich,
Dem Schönen schlug unendlich liebeweich,

Bevor die Welt ihm seinen Gott verdarb
Und es am Wege schuldzerdrückt erstarb. —
Die Blätter fallen, und es schrei'n die Raben. —

In der Abenddämmerung.

Dem Neste ist die Schwalbe zugeflogen,
Heimwärts zum Stalle wandte sich das Roß,
Und nur der Rinder buntgescheckter Troß
Durchweidet noch der Prairie grüne Wogen.

Das matte Spätrot stirbt am Himmelsbogen,
In Dämmerung des Tages Glanz zerfloß,
Und schweigsam mit der Nacht kommt ihr Genoß,
Der Mond, im Osten fern heraufgezogen.

Ein Raunen geht und Rauschen durch die Runde,
Erinnerung zieht, des Abends holde Braut,
Geheimlich leise durch die Dämmerstunde;

Im Traum das Aug' die ferne Heimat schaut,
Und durch das Herz, das müde, sehnsuchtswunde,
Klingt's wie vergess'ner Jugendlieder Laut. —

Die Unerforschliche.

O, daß ihr sie recht erkennen wolltet,
Die Unerforschliche,
Die schmerzerzeugende
Und schmerzenheilende,
Himmelentstiegene, heilige Trösterin: Poesie!

In einsamen Nächten
Sammelt in goldne Schale
Das Opfer sie ihrer Söhne:
Das sich Tropfen um Tropfen
In den Flammen des Schmerzes verzehrende
Herzblut des Dichters,
Um in den Hütten der Armut
Die kranke Brust des Frosterstarrten
Damit zu erwärmen;
Um im Palast der Reichen
Balsam zu träufeln
Auf das nach Frieden seufzende Herz
Des in Leere und Schalheit Gefangenen;
Um die leidende Menschheit
Zauberkräftig damit zu salben,
Auf daß sie trostvoll erstarke
Und hoffe auf künftige Tage des Glücks.

Wirr oft und fremd sind die Wege,
Die sie wandelt,
Die Unerforschliche.

Nicht zum Theetisch ästhetischer Jungfrau'n,
Nicht ins bücherumsäumte Gemach des Gelehrten
Lenket den Schritt sie.
Fern bleibt sie dem Girren und Tändeln
Glattzüngiger Süßlinge,
Und zürnend auch wendet sie sich
Vom lärmenden Trosse
Toller Zerstörer,
Die nach verprahter Jugend,
Mit morschem, genußunfähigem Herzen
Nur noch im Häßlichsten und Gemeinsten,
Wie die Natur es im Einzelnen erzeuget,
Verwandtes finden
Und mit ekelgeblendetem Auge,
Dessen Sehkraft nicht mehr hinausreicht
An's herrliche, große, himmelumfangene Meer,
In der schmutzigen Pfütze der Gosse
Das Spiegelbild schauen des Lebens,
Das ihnen zum Muster dienet
Der Zerrbilder, die sie formen. — —

Doch leise oft steigt sie
Und ungesehen,
Durch Dornen und Nebel und Trümmer
In die schmucklose Hütte
Zum Sohne des Volkes
Und drückt die unsichtbare Krone des Genius
Auf seine Stirne
Und haucht das Herz ihm voll Flammen,
Bis mächt'ger und mächt'ger
In fremdem, schauerndem Drange
Aus seinem Mund es sich loslöst,
Das große Geheimnis der dichtenden Seele,
Und Tropfen um Tropfen

Von seinem Herzblut
In die goldene Schale
Herniederträufelt. — —

— Und hauchet das Herz ihm voll Sehnsucht,
Voll flammender Sehnsucht,
Voll schauernden Glückes,
Voll lodernder Qualen —
Bis erdenentrückt er hinaushorcht
In's Ewige
Nach dem Klang der Erlösung —
Und die tastmüde Hand
Hinaus in die Nacht streckt,
Das Unerfaßbare jäh zu erfassen — —
Und dann verstummt
In unendlichem Weh
Ob der eigenen Nichtheit . . .

— — O, daß ihr sie erkennen wolltet,
Die Unerforschliche,
Ihr, die ihr täglich der glatten Verse
Unzählige zum Markt bringt
Und leichten Herzens
Zur Feder greifet,
Um den flüchtigen Abschaum
Flüchtiger Stimmung
Aufzufangen in Phrasen und Reime
Und mit dem abgestandenen Tranke
Von dannen zu scheuchen
Den schönheitsdurstigen Wanderer.

O, daß ihr es erkennen wolltet:
Dichten heißt leiden,
Ewig leiden und kämpfen —

Und jedes Lied, das sich deinem Herzen entringt,
Es trägt mit sich fort
Ein Stück deines Selbsts,
Ein Funke der Flamme,
Die mit dem Oel deines Lebens sich nährt.
Und leise und leise
In deinen Liedern
Verzehrt sich dein Sein . . .

Im Bann der Enge.

Du junger Baum, — aus trautem Waldverstecke,
Wo Fink und Drossel jubelnd dich umfangen
Und Sonn' und Sturm in Liebe dich umschlangen,
Wardst du verpflanzt in dumpfen Hofes Ecke.

Nun drückt dein Haupt des Staubes graue Decke;
Welk sinkt dein Laub. Vorüber ist dein Prangen —
Denn, wen des Waldes Hauch einmal umfangen,
Der kann gedeih'n nicht mehr auf engem Flecke.

Wohl strebst du zwischen Dächern noch und Essen
Empor zum Licht, zur blauen Himmelsweite,
Doch kannst den grünen Wald du nicht vergessen —

Und deine Kraft, sie stirbt in leisem Leide,
Das still dein stolzes Haupt herab wird pressen. –
Das gleiche Loos, o Baum — wir teilen's beide! — —

Das Spiel ist aus.

Das Spiel ist aus. Es geht ein müder Zug
Um deinen Mund, den blassen, vielgeküßten.
Du schönes Weib, laß uns zum Abschied rüsten,
Es ward der Lust uns Beiden wohl genug.

Schon seh' nach and'rer Täuschung, and'rem Trug
Dein flammendunkles Auge ich gelüsten;
Es treibt dich wild, dich selber zu verwüsten,
Weil dir ein Sturm dein stolzes Herz zerschlug.

Nun suchst im Taumel trotzig du Vergessen
Und kürtest auch zu deinem Spielzeug mich.
Ich wußt' es wohl, da ich zu dir vermessen

Den Blick erhob, — nie aber liebt ich dich!
Doch fand für dich ich Mitleid unterdessen,
Denn ärmer bist, viel ärmer du, als ich!

Das bittere Wort.

Du botst zum Kuß mir deinen Mund, den süßen,
In deinen Augen brannten stumme Fragen,
Da konnt' das bittre Wort ich dir nicht sagen,
Und sinnberauscht sank ich zu deinen Füßen.

— O daß wir beide nun erwachen müssen!
Das bittre Wort — ich darf nicht länger zagen,
Mit diesem Wort muß ich dein Glück zerschlagen. —
— — Du weißt es nun. — Ich aber, ich will büßen!

— Nein, sage nicht, daß du mich dennoch liebst,
Zu tief sonst drückt mich meiner Sünde Schwere;
Sag' nur, daß einem Reu'gen du vergiebst,

Und ewig bleibe mir als heil'ge Wehre
Das stille Weh, das du ins Herz mir schriebst,
Wenn wieder Lust ich ohne Lieb' begehre! . . .

Früher Frost.

Vom Sonnengold des Sommers übergossen,
Stand gestern noch die Welt in lichtem Prangen;
Auf grünen Zweigen frohe Vögel sangen,
Von duft'gen Rosengluten eingeschlossen.

Doch heute schon ist aller Glanz zerflossen;
Ein jäher Frost ist durch die Nacht gegangen.
Begraben liegt die Welt in trübem Bangen,
Und gelbe Blätter weh'n um welke Sprossen.

So wird, inmitten gold'ner Sommerwonnen,
Gar manches Herz von frühem Frost getroffen,
Bevor die Zeit des Herbstes noch begonnen.

Noch gestern sah's den blauen Himmel offen,
Doch heute schon ist aller Glanz zerronnen,
Und welke Blätter weh'n um totes Hoffen.

Verfehlt.

Am Niederwald, dort wo die Eichen ragen,
Bei Bingen war's, zur Zeit der Rebenblüte;
Gekostet hatten wir des Rheinweins Güte
Und ließen nun im Kahn uns thalwärts tragen.

Zu Füßen hörten wir die Wellen schlagen;
Im Sonnenkuß ringsum die Welt erglühte.
Ein Sonnenzauber deinem Aug' entsprühte,
Und wie im Traum hört' ich dich leise fragen:

„Hörst aus den Tiefen du die Nixen singen?
Siehst du um jene Höh'n es leuchtend schweben? —
— Das ist das Glück! ... Wirst du's zum Bleiben zwingen –?"

In wilder Lust wollt' ich den Arm erheben —
Da floh's vorbei auf schnellen Märchenschwingen —
Und nimmer kam zurück es mehr im Leben . . .

Was hilft's.

Was hilft das Dichten all und all das Trachten,
Gleich tausend Andern, Poesiebeseelten? —
Viel' sind berufen, doch die Auserwählten
Sind rar, wie reines Gold in dunklen Schachten.

Was war das Loos der meisten Glutbedachten,
Die sich der keuschen Muse anvermählten
Und lange sich zu den Berufnen zählten? —
Sie mußten in der eignen Glut verschmachten.

Nur Wenig sind gedieh'n im Sonnenstrahle,
Um in dem Glanze nimmermehr zu sterben;
Gar Wenig nur erragen erzne Male!

Millionen aber, die in heißem Werben
Empor gestrebt nach ihrem Ideale,
Die mußten ungehört am Weg verderben . . .

Weltverweht.

Wir fanden uns, vielfröhliche Genossen,
Zur Rosenzeit, bei Sang und Becherklange
Und haben in der Jugend Freundschaftsdrange
Zusammen einen heil'gen Bund geschlossen.

Doch bald schon war der holde Wahn zerflossen.
Nun trennt uns Berg und Meer schon lange, lange;
Die Rosen dorrten, und ich frag' mich bange:
Wo sind sie hin, die frohen Weggenossen? —

Wo sind sie hin, die in vergang'nen Tagen,
Mir treu vereint in jugendkühnem Wagen,
Um Glück und Liebe keck mit mir geworben?

Wo sind sie hin? — Die Wolken ziehn und jagen,
Und durch den Sturm hör' ich die Wogen klagen:
Weit, weltverweht — verdorben und gestorben . . .

Auch Du!

So löst, von Frost und Sturm erfaßt,
Von unsers Lebens stolzem Baum
Sich Blatt um Blatt und Ast um Ast; —
So bricht in Scherben Traum um Traum.

Als damals ich zuerst dich fand
Am Weg, abseits vom großen Troß,
Da drückt ich freudig dir die Hand,
Und Herz an Herz sich jubelnd schloß.

Zusammen auf der gleichen Bahn
Wir zogen wohl ein kurzes Stück,
Beseelt von gleichem Wunsch und Wahn,
Durchglüt von gleichem Gram und Glück.

Ein kurzes Stück, — dann hielt'st du ein
Und wandt'st dich andern Pfaden zu,
Und weiter zieh'n mußt ich allein;
Denn treulos wardst auch du, auch du!

Auch du! — auch du! Im Dämmerlicht
Seh ich verglühn der Sonne Gold. — —
Wir schieden. O, du kennst es nicht,
Das Weh, das wild mein Herz durchgrollt.

Auch du! — In Nacht zerronnen ist
Auch dieser Traum. Vorbei! — Ich ruh'
Einsam am Weg. Verloren bist
Auf ewig nun auch du — auch du! — —

Auf der Fahrt.

Es jagt das Dampfroß wild dahin
Mit dröhnendem Gestampfe.
Erdgraue Hütten vorüber flieh'n,
Umqualmt von weißem Dampfe.

Der Sonnenball hängt blutigrot
Am fernen Himmelsrande,
Und einsam liegen, öd' und tot,
Der Prairie braune Lande.

Am Wagenfenster still ich lehn',
Wegmüd' von wirrer Reise;
Im Takte sich die Räder dreh'n
Und singen trübe Weise.

Ein Heimweh leis mein Herz durchzieht,
Ich schließ' die Augen beide — — —
Wohin, wohin der Mensch auch flieht,
Er flieht zu neuem Leide.

Der gleiche Kampf, der gleiche Trug,
Er winket allerwegen — —
Und weiter, weiter eilt der Zug
Der dunklen Nacht entgegen. —

Meertraum.

In's weite Meer nun gleitet
Die rote Sonne sacht,
Und über die Wasser breitet
Die schwarzen Flügel die Nacht.

Zerflatternde Nebel weben
Empor aus weißem Schaum —
Mir ist's, als ob mein Leben
Zerränne in seligem Traum.

Mir ist's, als käm es gezogen
Von fernem Märchenstrand,
Als strecke aus Wolken und Wogen
Das Glück mir entgegen die Hand . . .

Einem Freunde.

Als sieghaft die Erde
Die Menschen errungen,
Und fliehend die Götter
Sich wolkenwärts hoben,
Enttauten den Augen
Der Erdenverbannten
Im Leide des Scheidens
Verborgene Thränen.
Sie rannen hernieder
Aus wallenden Wolken,
Weit über die Lande
In bergende Gründe;
Hier schliefen als Perlen
Die schimmernden Tropfen.

Verschüttet im Dunkel,
Verborgen den Menschen,
So ruhen noch immer
Der Göttlichen Zähren.
Nur manchmal verirret
Ein Strahl sich der Sonne
Hinab in die Tiefe
Und küßt in die Perlen
Die Gluten des Himmels,
Dann zittern die starren
Im Sehnen nach Jenen,
Die einst sie vergossen,
Und wenden zum Licht sich
Und wandeln sich leise
Durch seltsamen Zauber
Zu Seelen der Menschen.

Im Heere der Andern,
Der Kalten und Lauten,
Fremd wandern und einsam,
In sterblichen Hüllen,
Die Thränenentspross'nen,
Die Gottheitbeseelten.
Noch tragen den Abglanz
Der blühenden Welt sie,
Wie diese im Aug' sich
Gespiegelt der Götter,
Als über die Erde,
Die jungfräulich reine,
Die Hohen geschritten.
Und über die Trümmer
Zerschlagener Schöne
Treibt ewiges Sehnen

Die Heimweherfüllten;
Sie suchen vergeblich
Die Jugend der Menschheit,
Die lange verlor'ne.

In dir auch erzittert
Die götterentspross'ne,
Die seelengeword'ne,
Lichtschimmernde Thräne,
Drin still es sich spiegelt
Wie dämmernder Abglanz
Der Weltfrühlingsschöne,
Die lange erstorben
Im Herbstfrost der Zeiten.

Und müde entschleich ich
Dem Lärme des Tages
Und flüchte zu dir mich,
Dem Sehnenvereinten —

Wirr brauset das Leben.
Uns aber entführen
Erlösende Träume
Auf wallenden Wolken
Der Wirrsal des Tages.
Zu sonnigen Höhen
Entschweben wir leise
Und laden zu Gast uns
Am Tische der Götter. —

Sonnenwendschauer.

Hoch steht das Korn; weithin wogt Aehr' an Aehre
Im Abendhauch, der schwül das Thal durchweht.
Rot traubt im Garten die Johannisbeere,
In Duft und Gluten steht das Rosenbeet.

Im Rebengang, umwebt von grünen Ranken,
Durch die des Tages letzter Schimmer rinnt,
Lehnt still mein Weib, verloren in Gedanken,
Drückt lächelnd sie an's sel'ge Herz ihr Kind.

Vom duft'gen Laubgedämmer leicht umschattet,
Die schlanke Frau'ngestalt sich lichtwärts biegt,
Indeß daß Kinderköpfchen spielermattet
Sich dichter an der Mutter Wange schmiegt. —

Ich steh' und schau' und kann den Blick nicht wenden
Von diesem Bild, das süße Zauber spinnt —
Das Leben durfte sich in mir vollenden,
Von seiner Höhe grüßt mich Weib und Kind.

Rings aus den Rosen bricht ein flammend Wehen,
Ein traumhaft Leuchten Blatt und Blüte streift.
Das ist das Glück, das im Vorübergehen
Leis in des Herzens tiefste Saiten greift.

Warm tönt es auf. — Da künden ferne Glocken
Mittsommerabend. Leise flieht der Traum.
Den lauten Herzschlag fühl ich plötzlich stocken,
Ein fremdes Bangen rinnt durch Busch und Baum.

Des Blühens Pracht birgt der Entfaltung Ende.
Es ging der längste Sonnentag zur Ruh'.
Ein Schauer fällt. An deines Strebens Wende
Stehst, auf der Höh', nun, ringend Herz, auch du! — —

VI.

Frührot.

„— — — So wahr empörte Wasser müssen schäumen,
Muß, ob der tiefsten Nacht, Tag triumphieren,
Und sieh': Schon bricht es rot aus Wolkensäumen! —“

(Gottfried Keller.)

„Die Ahnung einer neuen Zeit durchzuckt den Schoß des Alls. —“

(Carl Bleibtreu.)

Im Sturmkuß.

Noch zucken die Blitze
Durch wogende Wolken,
Noch rollet der Donner
Ob krachenden Eichen;
Noch windet die Seele
Im Arm sich des Sturmes,
Doch schwellend schon bricht es
Hervor aus den Tiefen
Verjüngender Quellen.
In kraftvoller Frische,
Erneut, hebt der Mut sich;
Erweckt von der Wetter
Gewaltigem Tosen
Sind treibende Kräfte
Im Schooße des Werdens.

Verweht sind die welken
Herbstblätter der Zagheit.
Im Kusse des Sturmes
Aufbrechen die Knospen
Lichtheischender Sehnsucht.
In sieghafter Stärke
Aufjubelt die Seele,
Die wonnebezwung'ne
Geliebte des Kampfes,
Und ringt aus des Sturmes
Lustwildem Umfassen
Zur Freiheit empor sich. —
Befruchtet vom Samen
Mutvoller Erkenntnis,
Gebärt sie die Söhne
Des Stumes: die Thaten.

Auf!

Warum allewig durch die alten Gleise
Der ausgetretnen Alltagswelt sich schleppen?
Warum in der Gewohnheit Sand verebben
Und stumm erstarren in des Gleichmuts Eise?

Warum hinwälzen nach der Ticktackweise
Das Leben durch der Regeln öde Steppen,
Drin wahrer Freiheit Höh'n sich nimmer treppen,
Warum der gleiche Wettlauf stets im Kreise?

— Laßt uns die morschen Götter keck zerschlagen
Und Neues bauen auf des Alten Scherben;
Denn besser ist's, den Kampf für's Schöne wagen

Und, irrend selbst, im Sucherdrang zu sterben,
Als des Genügens fade Last zu tragen
Und träg im Sumpf der Lauheit zu verderben!

Aus junger Brust.

Zerreiß, mein Herz, des Zweifels finst're Schlingen
Und laß den hohen Mut dir nimmer rauben!
Mag auch der Sturm der Hoffnung Baum entlauben,
Ein neuer Lenz wird neue Blüten bringen!

Zum Licht empor! Laß der Begeist'rung Schwingen
Von der Enttäuschung Schutt dir nicht bestauben; —
Wer keinen Glauben hat, dem wird nicht Glauben,
Doch wer da liebt, wird Liebe sich erringen!

Mag auch der Sperling laut vom Dache pfeifen:
Der Geist des Schönen sei der Welt entflohen
Und nur Gemeines könne fürder reifen —

Noch singt die Nachtigall vom Holden, Hohen;
Noch glühen Herzen, die zur Höhe schweifen,
Wo reiner Liebe Opferflammen lohen. —

Der Lenz bricht an! —

Der Lenz bricht an! Ein tiefes Sehnen bebt
Durch's Herz der Welt. Die ersten Knospen springen.
Ein großes Hoffen und ein großes Ringen
Durchweht die Zeit, die düstrem Traum entstrebt.

Aufglüht der Tag, und Trug um Trug verschwebt.
Um Land und Meer hebt sich ein mächtig Klingen:
Es will ihr Osterlied die Menschheit singen. —
Der Haß verstummt und stirbt. Die Liebe lebt!

Noch liegt's wie Reif auf knospenreichen Zweigen;
Noch schreitet durch die Dämmrung stolz der Wahn;
Doch lerchengleich bricht's aus des Winters Schweigen:

An's große Werk! — Nun rührt euch, Mann an Mann,
Laßt uns aus Nacht empor zum Lichte steigen! —
Der Wahrheit Sturm erbraust. Der Lenz bricht an!

Schmerzbeschwingt.

Es schmolz in schwehlendem Qualme
Der Sonne strahlendes Gold;
Es dorrten Blüten und Halme,
Von Asche und Staub überrollt.

Es schwand, was in blühender Reine
Die junge Seele geschwellt,
Und sieghaft entstieg das Gemeine
Dem schillernden Schmutze der Welt.

Fahr wohl, du Glück, das verflogen
Wie Nebel und wirbelnder Dampf!
Schlag deine brandenden Wogen
Um mich, du stählender Kampf!

Umbrauset, ihr Stürme, den Nacken!
Loh' auf, du trotzige Glut!
Aus sinkenden Scherben und Schlacken
Bricht reiner und mächt'ger der Mut.

Nicht sollen die hemmenden Schlingen
Der Lust mehr umstricken das Herz,
Empor auf flammenden Schwingen
Trag du mich, du göttlicher Schmerz!

Freiheit.

I.

Sie mühen sich, mit viel Geschrei
Die Freiheit zu erjagen.
Und fragst du sie, was Freiheit sei,
Sie wissen's nicht zu sagen.

Sie hörten es wie Glockenklang
Aus weiter Ferne klingen,
Und suchen im Erlösungsdrang
Dem Schalle nachzudringen.

Doch ob durch Nacht und Nebel dicht
Sich ihre Pfade winden,
Sie werden doch die Freiheit nicht
Im Irr'n da draußen finden.

II.

Sie wollen sich erretten
Aus dumpfer Knechtschaft Band
Und legen selber Ketten
Sich fest um Herz und Hand.

Sie führen stets im Munde
Den Spruch von gleichem Recht
Und freu'n sich doch der Wunde
Des Andern, der ihr Knecht.

Der Freiheit woll'n sie dienen
Und bieten Herrschsucht feil
Und graben in Ruinen
Der Liebe nach dem Heil.

Sie wähnen, Frührotschimmer
Führ' sie zum Tag empor,
Indessen Irrlichtflimmer
Hinab sie zieht in's Moor.

III.

Die Freiheit ist eine Rose rot
Voll zaubergewaltigem Prangen,
Vom Samen, den Erkenntnis bot,
Und von der Wahrheit Licht umloht,
Im Herzen dir aufgegangen.

Die Freiheit ist eine Rose rot,
Dem Herzen entsprossen, dem heißen.
Vom Starken wendet sie die Not,
Dem Schwachen aber wirkt sie Tod,
Und Erlösung bringt sie dem Weisen.

Wir verirrte Kinder unsrer Zeit.

„— — Seht Freund, wir sind die Kinder
einer Zeit,
Die welk im Kern. — — —“
(Emil zu Schönaich-Carolath).

Den Kriegsbrand in den Himmel warf die Welt,
Zur Fehde fordert wild der Tag die Nacht,
Gewalt'gen Schalls durch alle Lande gellt
Der Donnerweckruf zu der Geisterschlacht.
Erwacht sind Kräfte, die verborgen schliefen,
Es sandten ihre Streiter Höh'n und Tiefen;
An's Licht tritt kühn der Hölle Machtgebieter,
Des Himmels Herrscher stieg in's Ird'sche nieder;
Gestürzte Götter recken sich im Staube;
Von morschem Throne sinkt herab der Glaube
Und sucht bei Wahn und Haß den letzten Schutz.
Die Selbstsucht hebt sich schimmernd aus dem Schmutz.
Das Falsche schließt ein Bündnis mit dem Wahren;
Gewalten ringen trotzig mit Gewalten,
Die wechselnd sich um Haß und Liebe scharen,
Und grimmig kämpft das Neue mit dem Alten.

Wir aber, wir verirrte Kinder, irren,
Heilsuchend, strebend, kämpfend, freiheitheischend,
Zerfleischt von scharfen Waffen und zerfleischend,
Durch unsrer Zeit gigantenhaftes Wirren.
Es fiel der Vater, der dereinst uns zeugte,
Tot ist die Mutter längst, die uns geboren,
Und tot die Ehrfurcht, die vor ihr uns beugte;
Wir sind verwaist, verarmt und weltverloren.

Zerschlagner Tempel graue Trümmer türmen
Vor unsrem Fuß sich, der sich aufwärts ringt
Auf steilen Höh'n. Zerstörend säend stürmen
Wir wild dahin, gelockt vom Nixensang
Der Sphinx, die mit verheißungssüßem Klang
Das Rätsellied uns der Erlösung singt.
Im Westen starb der letzte Abendschein
Des alten Glaubens. Gottdämmrung zog ein.
Doch um die Gipfel fern im Osten bricht
Hell, blendend der Erkenntnis Siegeslicht.
Wir starr'n empor mit heißem Sehnsuchtsschrei —
Es ist zu fern — und wir erreichen's nicht,
Noch bricht die alte Fessel nicht entzwei!
Sie reißt uns nieder in das Kampfgedröhn,
Und zwischen jähen Tiefen, steilen Höh'n
Rast fort die Schlacht der beiden Herrschermächte.
Wir wollen streiten, fallen für das Rechte —
Wie aber, wie erkennen wir das Echte?! —
Wo ist das Heil!? — Des Zweifels Wolken fluten
Durch der Erkenntnis ferne Frührotsgluten.
Wohin wir schau'n, webt fahles Dämmergrau,
Wohin wir schreiten, ragt ein Trümmerbau,
In Nacht verschwommen ist der Rettungsport.
— Wohin? Woher? — Wir seh'n uns suchend um
Und grübeln müde uns an dem Warum —
Da reißt der Strom uns mit der Menge fort,
Die Selbstsucht nimmt uns kosend in den Arm,
Am Mund der Sünde küssen wir uns warm
Und lauschen, mattgehetzt vom Sucherdrange,
Noch einmal wieder dem Gelull der Schlange.
Ihr Schlummerlied klingt süß und immer süßer,
Zu neuen Götzen flüchtet unser Fuß,
Vor uns empor steigt siegend der Genuß
Als eines sterbenden Geschlechts Begrüßer.

Das Heil. — Uns ward es nicht. Von ferne nur
Erschauen wir der Rettung Sonnenspur,
Von ferne nur erschauen wir das Licht
Der Freiheit, das des Wahnes Nacht durchbricht,
Uns ward nur halb der Wahrheit Trunk gewährt.
Bezaubert von der Zukunft Lichtgestalten
Und vom Vergangnen doch im Bann gehalten,
So suchen, vom Erkenntnisdurst verzehrt,
Umsonst wir jene zweifelsstarren Lücken,
Die zwischen Altes sich und Neues drängen,
Mit der Versöhnung Bau zu überbrücken.
Wir wurzeln allzutief noch in den Engen.
Wir gruben nur zum Bau das Fundament,
Hier aber ist's mit unsrer Kraft zu End'.
Zu viel noch sind's der Trümmer und der Scherben,
D'ran unsrer Schaufel blanker Stahl zerbricht.
Den Bau vollenden — ach! wir können's nicht!
Die Kommenden erst werden Sieg erwerben,
Wo wir geschwankt, zu schwach noch für den Streit;
Aus unsrer Asche bauen unsre Erben
Der Freiheit Burg für alle Ewigkeit,
Doch friedlos müssen wir am Wege sterben
Als die verirrten Kinder unsrer Zeit.

Wenn der Hahn wird krähen —

Wenn der Hahn wird kräh'n, wird im Morgenweh'n
Der Erlösung Stunde uns schlagen. —
Ist der Tag erwacht, wird den Spuk der Nacht
Die Sonne, die Sonne verjagen!

Noch wimmelts im Thal von Gespenstern fahl'
Wie Irrwische flackert's im Düster.
Aus Klüften und Moor klingt's höhnisch empor
Wie tückischer Geister Geflüster:

„Noch herrschet die Nacht, noch haben wir Macht,
Die Erde mit Nebel zu decken,
Noch weben wir Wahn auf blutiger Bahn,
Den Menschen, den feigen, zu schrecken.

„Noch darf sich das Licht hehrer Freiheit nicht
Der Menschheit, der schlummernden, zeigen;
Noch ist unser die Macht, und in Nebel und Nacht
Schlingen wild wir den höllischen Reigen!" —

Toll im Übermut tanzt die finstre Brut;
Und Galgen und Kreuze ragen — —
Arme Menschheit du, laß, o laß die Ruh!
Wache auf, – schau empor: es will tagen!

Schon bricht blutiger Schein um die Gipfel herein,
Und Gespenster und Nebel verfliegen –
Bald wird kräh'n der Hahn, dann verweh'n muß der Wahn,
Und die Wahrheit, die Wahrheit muß siegen!

Sturmgang.

Ich schreite am tannenumdüsterten Grat
Hoch oben auf felsenumwindendem Pfad
Zu des Berges ragender Firne.
Vom Norden herüber der Herbststurm braust
Und schlägt mir die wuchtige, eisige Faust
Wildtrotzig um Nacken und Stirne.

Schwarz rollt's durch die Tiefen, wie Nebel und Rauch;
Nachtschatten umstricken den schauernden Strauch
Und suchen die Welt zu entsonnen;
Blutrot um die dunkelnden Gipfel noch bricht
Des sterbenden Tages verglimmendes Licht
Aus berstenden Wolkenkolonnen.

Es stöhnet und ächzt im entlaubten Geäst,
Und hoch in die Lüfte, zum nächtlichen Fest,
Raubheischende Raben sich heben.
Dumpf rauschen die Tannen unheimlichen Gruß,
Verwirbelnde Blätter umstieben den Fuß,
Die Wipfel krachen und beben.

Wie schwillt mir in seltsamem Drange die Brust!
Ich juble hinaus in unendlicher Lust:
Herbststurm du, willkommen, willkommen!
Was im Thale das Herz mir gefesselt so schwer,
Das Enge und Kleine, hier fühl' ich's nicht mehr;
Du hast's aus der Brust mir genommen!

Und würgst du den Sommer auch nieder im Sand,
Und raubst du auch Blumen und Sonne dem Land —
Laß Sonne und Blumen vergehen! —
Die Asche zerstiebt, doch der Phönix, er schwebt!
Das Herz, es zerfällt, doch sein Lieben, es lebt! —
Und das Wahre muß dauern und stehen!

Ich ringe empor mich zur Höhe, wie du,
Und werf mich an's Herz dir, du Starker, braus zu!
Laß im Meere des Alls mich verschäumen!
Nimm mich mit, nimm mich mit, aus irdischer Haft
Durch Nebel und Wolken zur ewigen Kraft,
Zur Freiheit in endlosen Räumen!

Es sinken die Ketten; das Ird'sche zerbricht. —
Noch höher, noch höher, ich fürchte mich nicht;
In Wonne verkehrt sich die Trauer!
Das blutige Licht und die stürmende Flut,
Und im Herzen die brennende, lodernde Glut
Und der Ewigkeit schwellende Schauer! —

Es rollet und grollet aus Schroffe und Schlucht;
Es jagen die Wolken in rasender Flucht;
Nachtgeister wallen und weben.
Vor Abgrund und Dunkel mir nimmermehr graut,
Der Erkenntnis hab' ich in's Auge geschaut, —
Nun bin ich gefeit für's Leben! —

Zur Jahreswende.

Dem Tag die Sonne Sieg verleiht,
Es geht die Nacht zu Ende,
Vorüber ist die bange Zeit
Der Wintersonnenwende.

Im Sternenlicht, das goldne Haar
Mit Eisgeschmeid behangen,
Kommt leisen Schritts das neue Jahr
Nun durch die Welt gegangen.

Gar wunderholde Träume spinnt
Es rings auf allen Wegen;
Und in der Menschenbrust beginnt
Es heimlich sich zu regen.

Aufwacht der Glaube an das Licht, —
Tot sind die alten Sorgen, —
Und sieghaft in die Herzen bricht
Der Hoffnung Ostermorgen!

Und halten auch noch Wahn und Weh
Die finstre Welt in Banden,
Zerrinnen muß des Winters Schnee,
Und Lenz wird allen Landen!

Klingt nur, ihr Glocken, hoch vom Turm
Und kündet's allen Zagen:
Bald wird der Freiheit Frühlingssturm
Der Knechtschaft Bann zerschlagen!

Schon keimet der Erkenntnis Saat,
Und reifen muß das Wahre! —
Zu neuem Kampf und neuer That,
Glück auf im neuen Jahre! —

Vorüber ist die bange Zeit
Der Wintersonnenwende.
Es siegt das Licht, es stirbt das Leid,
Es geht die Nacht zu Ende!

Künftiger Sonnenschein.

Glaub' nur: sie kommen, die sonnigen Tage,
Wo jeder Schatten des Hasses verschwebt,
Wo aus der alten, verhallenden Klage
Siegreich der Jubel der Liebe sich hebt;
Wenn aus der Selbstsucht verloderndem Brande
Schlackenlos rein die Erkenntnis sich ringt,
Und alle Völker und alle Lande
Einend das Band der Versöhnung umschlingt.

Mag auch das Dunkel im Bann uns noch halten,
Trübt auch der Wahn noch den forschenden Blick;
Herrscher schon sind wir der finstern Gewalten,
Höhenwärts lenkend der Menschheit Geschick.
Höhenwärts, sonnenwärts! weiter und weiter —
Wie wir auch bluten im heiligen Krieg,
Lasset vom Kampf nicht, ihr Sänger und Streiter,
Bis wir errungen den endlichen Sieg!

Große Gefühle und große Gedanken
Singet der Menschheit in's schwellende Herz!
Brechet in Scherben die Schlacken und Schranken,
Grabet das Gold aus dem gleißenden Erz!
Wenn auch die Ketten der Knechtschaft noch klirren,
Glaubet und waget und ringet euch frei,
Laut in der Gegenwart Irren und Wirren
Singet und saget vom künftigen Mai!

Ob wir wie Blätter im Wind auch verwehen,
Ob wir auch fallen wie Halme im Ried:
Über uns hin wird der Frühling einst gehen,
Den wir voll Hoffnung verkündet im Lied.
Freiere Herzen mit heißerem Schlage
Formen dann selbst sich die Bahn des Geschicks —
Sie werden kommen, die sonnigen Tage,
Die Tage der Rosen, die Tage des Glücks! —

Das Lied des Windes.

Mitternacht. Es qualmt der Lampe Docht.
Geisterfinger an die Scheiben pocht.
Leis im Rauchfang hebet an ein Klingen,
Und sein Lied beginnt der Wind zu singen:
„Hüll' in Winterkälte eisig-grimme
Stadt und Feld,
Trag des Jammers, trag des Elends Stimme
Durch die Welt!

Frisch die Flamme deines Herdes fach'!
Schirm und Schutz giebt deines Hauses Dach. —
Heimlos aber irr'n dem Tod entgegen
Tausend, Tausend auf verschneiten Wegen —
Wenig nur vom Golde, das den Reichen
Ward bescheert,
Schüfe tausend Frosterstarrten, Bleichen
Warmen Herd!

Tröst' dich, Träumer; fern von Not und Harm
Winkt dein Lager dir, das weich und warm.
Doch auf Stein und Stroh die Glieder schmiegen
Tausend, Tausend, die in Lumpen liegen —
Nur ein Teil des Prunkes aus der Großen
Vollem Schrein,
Könnte tausend Nakten, Obdachlosen
Kleidung leih'n!

Füll' mit deinem Wein den Becher frisch!
Speis und Trank beut täglich dir dein Tisch.
Brodlos aber hungern, darben, schmachten
Tausend, Tausend in des Elends Schachten —
Nur der Abfall von der Uebersatten
Uepp'gem Mahl,
Nähm' von tausend Siechen, Hungersmatten
Bittre Qual.

Fach' dein Feuer, daß du fort mich bannst —
Freu' dich deiner Habe, — wenn du's kannst!
Weiter, weiter will mein Lied ich tragen,
Will die Träumer aus dem Schlummer jagen: —
Nacht und Weh' sei auch des Glückes Erben
Zugeteilt!
Tausend, Tausend hungern, frieren, sterben — —
Helft und heilt!" —

Dumpf und fern des Windes Singen schwand.
Ausgelöscht war des Kamines Brand;
Eis'ge Kälte hielt mich jäh' umfangen,
Dunkle Nacht und totenstarres Bangen — —
Was die Tausend, Tausend all' empfunden
Je von Pein,
Trug in dieser Nacht in wenig Stunden
Ich allein . . . .

Im Kampf der Zeit.

I.

Romantik, o du trüg'risches Weib,
Vorüber sind deine Triumphe!
Nicht locket uns länger dein Nixenleib
Zum blütenumschleierten Sumpfe.

Wir wollen zum seligen Daseinsgenuß
Die Freiheit uns werben, die treue;
Wir wollen in schöpfrischem Wonnekuß
An's Herz uns pressen das Neue!

Wir wollen in flammendem Liebesdrang
Die darbende Menschheit umschlingen
Und jauchzenden Tones den Ostersang
Der rettenden Wahrheit singen!

II.

Nicht Mondschein mehr und Lavendelduft
Leih' unsrem Lied die Seele!
Es hält ob zerschlagener Götter Gruft
Umfangen und schwüle Gewitterluft
Und qualmender Essen Schwehle.

Was soll die zerronnene Herrlichkeit,
Wie Träume und Märchen sie künden? —
Wir sind die schaffenden Kinder der Zeit;
Wir singen die Schuld, wir singen das Leid,
Wir singen der Welt ihre Sünden!

Wir stürzen den alten Knechtungstrug,
Und brechen die hemmenden Schlingen!
Wir folgen des Weltgeists tiefmächtigem Zug
Und schmieden zum kühnen Erlösungsflug
Der Menschheit geharnischte Schwingen.

III.

Wir suchen mit brennenden Seelen
Erlösung aus tosendem Streit,
Und ob wir auch irren und fehlen,
Wir dienen in Treue der Zeit.

Wir stürmen durch Elend und Grauen
Zur Gottheit auf schwindelndem Pfad,
Und über die Abgründe bauen
Wir trotz'gen Gedankens die That.

Und ob wir dem Sturm auch erliegen,
Der brausend die Wolken durchbricht:
Wir fallen vom Blitz, — doch wir siegen,
Und über uns lohet das Licht! — —

Inhalt.

	Seite
Widmung	5
Zur zweiten Auflage	6
Funken	7
Aus Sonnenstunden.	
Gruß dir, mein Heimatland!	11
Liebe im Lenz	12
Elisabeth	14
Heute und Morgen	15
Lieder	16
Liebesmacht	18
Erfüllung	18
Vale Romantica	19
Ade	20
Scheiden	20
Wandern und Wähnen.	
Im Frühlicht	23
Mein	24
Auf der Prairie:	
I. Beata Solitudo!	25
II. Mondnebel	25
III. Morgenwehen	26
IV. Regentage	27
V. Abschied	28
Am Mississippi	29
Deutscher Frühling	34
Deutsch-amerik. Volkslieder	36
Ostwärts	39
Winter-Sonnenwende	40
Das Sonett	44
Gottesdienst	45
Menschensein	46
Robert Hamerling. †	47
Meinen Freunden	48
Der Leitstern	49
Humor	49
Täuschung	50
Die Kunst	51
Nach der Wanderfahrt	54
Rosenträume	56
Weihnachtsrast	58
Sänge und Sagen.	
Unser Lied	61
Spinnweise	63
Rheinweinsang	64
Schlummerlied	65
Die Ravensburg	66
Herr Egebert und die Schwalbe	68
Liebfrauenmilch	70
Heiligen Blut	73
Der berauschte Thurm	76
Unter'm Pantoffel	78
Das schönste Honorar	82
Omaha:	
I. In alter Zeit	85
II. 1850	86
III. Heute	87

Tönende Glut

	Seite
Weh	91
Im Blitzstrahl	93
Gebet	94
Kampf	95
Auch Dir!	96
Irrwische	97
Aeolsharfenton	98
Mit Dir! —	99
Champagner	100
Du hast gesiegt	102
Nixenzauber	103
Sonnenblut	104
Einem Dichter	105
Ballschwüle	106
Flackernde Flammen	108
Blitze	109
Rauschlied	110
Erlöst	111
Ein Herzblutstropfen	112
Finstere Mächte	113
Auf Nimmerwiedersehen	114

Dämmer.

	Seite
Wegmüd	117
Die Sünde	118
Sterne	119
Wie ist's so still	121
Dämmerspuk	122
Das ist's	123
Gewonnen	123
Es war einmal —	124
Ich wußt es ja —	125
Das alte Märchen	126
Ein Begräbnis	127
In der Abenddämmerung	127
Die Unerforschliche	128
Im Bann der Enge	132
Das Spiel ist aus	132
Das bittere Wort	133
Früher Frost	134
Verfehlt	134
Was hilft's	135
Weltverweht	136
Auch Du!	137
Auf der Fahrt	138
Meertraum	139
Einem Freunde	140
Sonnenwendschauer	142

Frührot.

	Seite
Im Sturmkuß	145
Auf!	146
Aus junger Brust	146
Der Lenz bricht an! —	147
Schmerzbeschwingt	148
Freiheit	149
Wir verirrte Kinder unsrer Zeit	151
Wenn der Hahn wird krähen	154
Sturmgang	155
Zur Jahreswende	157
Künftiger Sonnenschein	159
Das Lied des Windes	161
Im Kampf der Zeit	163

Auszüge aus Urteilen der Presse über „Funken“:

Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig . . . Und Konrad Nies ist wahr in der Empfindung, stark in seinem Lieben und Zürnen, beseelt im Ausdruck, rein in Versen und Bildern. . . .

Die Gartenlaube. . . . Die Gedichte sind ein Zeichen dafür, daß auch im Hasten des amerikanischen Lebens das deutsche Gemüt seine Tiefe und seine Poesie zu wahren versteht . . .

Die Gegenwart. Berlin . . . Eine durchaus sympathische Erscheinung. Diese Verse haben Wohllaut und Melodie, die Lieder Duft und Stimmung, die Balladen Schwung und Leben. . . .

Wiener Literatur Zeitung . . . Manigfaltige Weisen eines begabten Lyrikers klingen uns aus diesem gehaltreichen Buche entgegen . . .

Monatsblätter Breslau. . . . In den vorliegenden Gedichten glüht wirklich jene himmlische Flamme der Poesie, die Licht und Leben sendet in die Tiefen des menschlichen Herzens und in der Wärme des Gefühls den spröden Stoff wie Wachs zu anmutigem Bilde formt . . .

Die Gesellschaft. Leipzig-München. . . . . Aber je weiter man vorwärts liest, um so lieber wird einem der Verfasser. . . .

New Yorker Staatszeitung. . . . Konrad Nies ist ein Meister in der Handhabung unserer herrlichen Muttersprache; allein er giebt uns keineswegs blos klingende Reime, sondern wohlthuende erlösende Gedanken; nicht allein Rhytmen, sondern zugleich auch Empfindungen. . . . In solchen Liedern offenbart sich eine echte, vornehme Dichternatur. Am Besten aber gelingen unserem Sänger, der wohl Seinesgleichen nicht findet im deutsch-amerikanischen (lyrischen) Dichterwald — die Sonette, welche er zu entzückenden harmonischen Kunstwerken gestaltet . . .

Der Westen (Illinois Staatszeitung) Chicago. . . . Die tiefe Empfindung, die herrliche Sprache, die an Platen erinnernde Meisterung der Form und eine glühende Begeisterung kennzeichnet Alles, was dieser junge Dichter geschaffen und was in diesem Bändchen verewigt ist, gehört jedenfalls zu dem Besten, was die deutsche Muse unserer Tage gezeitigt hat. . . .

Puck, New York. Unter den deutsch-amerikanischen Dichtern steht in erster Reihe Konrad Nies. Reiche Fantasie und Formgewandheit zeichnen seine Poesien aus.

Herold. Milwaukee. . . . Die Nies'schen Gedichte sind dem Besten, was deutsch-amerikanische Lyriker bis jetzt in Buchform der Öffentlichkeit übergeben haben, beizuzählen . . ,

An wirklich hervorragenden Gedichtbänden sind bei uns ferner erschienen:

Heinrich Hart

Das Lied der Menschheit.

Band I—III à 2 Mk.

Jeder Band bildet ein Werk für sich.

Sigmar Mehring

Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert.

Eigene Uebertragungen. — Broch. 2 M., geb. 3 M.

Otto Hauser

Die niederländische Lyrik von 1875—1900.

Eine Studie und Uebersetzungen. Broch. 2 M., geb. 3 M.

Otto Hauser

Die belgische Lyrik.

Eine Studie und Uebersetzungen Broch. 2 M., geb. 3 M.

Die Lyrik eines Volkes ist gleich dem Auge, das die innerste Seele wiederspiegelt.

Clara Müller

Mit roten Kressen.

Ein Gedichtbuch. — Zweite Auflage.
Broch. 2 M., geb. 3 M.

Adolf Brieger

Stirb und werde. Dichtung
Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Ausgewählte Gedichte. Zweite Auflage
Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, sowie direkt vom Verlage
Baumert & Ronge, Großenhain-Leipzig.